John Carter Brown
Library
Brown University

Robespierres Sturz.

Gallerie

interessanter Personen.

Oder

Schilderung

des

Lebens und Charakters

der

Thaten und Schicksale

berühmter und berüchtigter Menschen

der ältern und neuern Zeit.

Herausgegeben

von

Karl August Schiller.

Berlin und Wien

in der Dollischen Buchhandlung.

1798.

Gallerie
interessanter Personen.

Von

K. A. Schiller.

Vorrede.

Jeder aufmerksame Beobachter seines Zeitalters wird die traurige Bemerkung gemacht haben, daß besonders seit den letztern zehn Jahren bei dem grösten Theile des Publikums die abentheuerlichen, unsittlichen und faden Ritter- und Geister- Romane so sehr Lieblingslektüre geworden sind, daß sie fast allein den Gegenstand seiner Wahl ausmachen. Und daß diese giftige Modewaare eine Mitursache des immer mehr einreissenden Sittenverderbnisses und der so vielen verschrobenen Köpfe unserer Jugend sey, wird wohl keines Beweises bedürfen?

Um nun zur Verdrängung dieser so nachtheiligen Leserei auch etwas beizutragen, entschloß ich mich zur Herausgabe dieser Gallerie; denn ich glaube, daß treue Schilderung des Charakters und der Schicksale solcher Personen, die sowohl in gegenwärtiger als älterer Zeit Epoche machten, allgemeine Aufmerksamkeit erregen und doch sicher auch die oben genannte Klasse von Lesern interessiren muß. Wahre Geschichte, es sey die der Völker, der Staaten oder einzelner Menschen, hat doch immer einen wesentlichen Vorzug vor allen erdichteten Erzählungen. Der Mensch aus der wirklichen Welt ist für uns doch unendlich mehr werth, als der aus der erdichteten; jenen begleiten tausend wahre merkwürdige Umstände und Begebenheiten, wenn dieser sich bloß mit den thörichten Auswüchsen seiner wilden Phantasie ver-

brämt. Ersterer giebt uns wahren Genuß für Kopf und Herz, wenn uns der andere Ideen und Situationen auftischt, die für den Menschen von unverdorbenem Herzen ungenießbar sind. Die Geschichte des wirklichen Menschen stellt uns Handlungen auf, die wir entweder bewundern und nachahmen, oder verachten und verabscheuen, wenn der idealische Romanheld uns gemeiniglich in eine Ideenwelt versetzt, die allen unsern Erfahrungen widerspricht. Der wirkliche Mensch endlich erweckt in uns edle Triebe, der erdichtete hingegen nicht selten Leidenschaften, die so manches schuldlose Herz in einen Abgrund von moralischer Zerrüttung stürzen, der für sie durchs ganze Leben eine Quelle der traurigsten Schicksale bleibt.

Wird dies Werkchen gut aufgenommen, so soll eine Fortsetzung er-

scheinen, und ich werde dann durch die sorgfältigste Auswahl der interessantesten Personen zeigen, daß ich für den Beifall des Publikums nichts weniger als unempfindlich sey: so wie ich auch meine auf diese Sammlung gewandte Mühe, die gewiß nicht so klein ist, als Manche glauben, für reichlich belohnt halte, wenn ich dadurch nur meinen oben angezeigten Zweck in etwas erreicht und einen oder den andern abentheuerlichen oder schlüpfrigen Roman aus den Händen meiner Leser verdrängt habe.

Der Herausgeber.

Joseph II.

Joseph II. deutscher Kaiser, der stets einer der merkwürdigsten Regenten des achtzehenten Jahrhunderts bleiben wird, war den 13. März 1741 an einem Hofe gebohren, der von den spanischen Zeiten her, sowohl in Absicht auf Sitten als Religion, einer der ceremonienvollsten von ganz Europa war. Blos das eine darf man nur wissen, um zu bewundern, daß er das ward, was er gewesen ist. Fürst Bathyani, der ihn gebildet hat, und die Kenntniß guter und lobenswürdiger Regenten früherer Zeiten, deren Charaktere und vortrefliche Handlungen er aus guten Geschichtschreibern sich bekannt machte, sind es ohne Zweifel, denen wir es zu verdanken haben, daß Joseph vor tausend andern Fürsten hervorragte. Joseph schien in der Jugend etwas schläfrig zu seyn, und seine jüngern Brüder übertrafen ihn in den meisten Stücken; allein er zeigte in der Folge, daß er nicht an Kenntnissen zurückgeblieben war, daß

vielleicht nur der schlechte Vortrag oder die spätere Entwicklung seiner Talente und Fähigkeiten Schuld daran gewesen.

Mit einem Herzen der größten Zärtlichkeit und Freundschaft fähig, vermählte er sich den 6. Oktober 1760 mit der Prinzessin Maria Isabella von Parma, zu der er bald die zärtlichste Neigung faßte. Aber er hatte das Unglück, sie am 22. November 1763 im zweiten Kindbett an den Blattern zu verlieren. Die mit ihr gezeugte geliebte Tochter Maria Theresia folgte ihrer Mutter am 1. Januar 1770. Joseph traf am 13. Jan. 1766 eine zweite Eheverbindung mit der Bayerischen Prinzessin Josephe, Tochter Kaiser Karls VII. und wurde zum zweitenmal Wittwer, indem er diese Gemahlin am 28. May 1767 ebenfalls durch die Blattern verlor. Er beschloß nun unvermählt zu bleiben, und sich seinem Regentenberuf ganz zu widmen. Eine der glücklichsten Folgen des Hubertsburger Friedens für das Erzhaus war, daß im nächsten Jahre, den 27. März 1764, Josephs Wahl zum römischen König zu Stande kam; worauf am 3. April seine Krönung zu Frankfurt erfolgte. Den 18. August 1765 starb schon sein Vater Franz I. Er war also nun in seinem 25ten Jahre

Kaiser, und bald darauf Mitregent von Oesterreich.

Seine Mutter schien sich anfangs den Regierungsgeschäften entziehen zu wollen, und der neue Monarch gab sogleich die herrlichsten Proben von seinen landesväterlichen Einsichten und Gesinnungen. Er schafte die spanische Hofetiquette und allen überflüßigen Aufwand ab, suchte die Leibeigenschaft aufzuheben, und in die politischen Geschäfte mehr Ordnung zu bringen. Aber bald stellten sich dem lebhaften Verbesserungsgeiste des jungen Monarchen Hindernisse entgegen, die ihm nicht erlaubten so viel Gutes zu thun als er zu thun gewünscht hatte. Diese waren auch eine Ursache zu jenen vielen Reisen, die er machte; sowohl in seinen Staaten selbst, als in fremde Länder.

Zuerst durchreiste er im Junius und Julius 1766 Böhmen, Oberschlesien und Mähren, und besuchte bei dieser Gelegenheit den churfürstlich sächsischen Hof in Dresden. Im Jahre 1768 besah er das Königreich Ungarn bis an die türkischen Gränzen, und Böhmen und Mähren zum zweitenmal. 1769 im März reiste er nach Rom, als man eben im Begriff war, einen neuen Pabst zu wählen, dann stattete er seiner Schwester zu Neapel einen Besuch ab, be-

stieg den Vesuv, und trat seine Rückreise über Mayland an. Den 25. August desselben Jahrs machte er mit Friedrich II. persönliche Bekanntschaft zu Neisse in Schlesien. Dieser Besuch dauerte 3 Tage, und die beiden Monarchen brachten alle Abende einige Stunden allein beisammen in vertraulichen Gesprächen zu, und wenn sie ausgingen, sah man sie immer, wie zärtliche Freunde, Arm in Arm geschlungen. Im Jahre 1770 machte Friedrich Josephen einen Gegenbesuch, im Lager bei Neustadt in Mähren. Beide Monarchen besprachen sich dießmal vornehmlich über die Theilung von Pohlen. Diese kam nach zwei Jahren wirklich zu Stande, wodurch der Kaiser Galizien und Lodomerien, nebst 3 Millionen Menschen ohne Blutvergiessen erhielt. Diese neue Länder bereiste er noch in dem nämlichen Jahre, und ließ sich daselbst huldigen.

Wie viel er auf seinen Reisen wirklich gelernt, und welchen rühmlichen Gebrauch er hernach davon gemacht hat, beweiset der wirkliche Erfolg, nachdem er den 29. November 1780 die Regierung seiner Erbstaaten, nach dem Tode seiner in so vieler Rücksicht verehrungswürdigen Mutter, allein antrat. Doch ehe dieser Todesfall erfolgte, starb der Churfürst von Bayern, Maximilian Jo-

seph, den 30. Dezember 1777, und über die Erbschaft brach zwischen Oesterreich und Preussen ein Krieg aus. Joseph würde sich itzt gerne als Held gezeigt haben, da er es mit einem so erfahrnen Krieger zu thun hatte: allein es kam zu keiner eigentlichen Schlacht. Seine grosse Mutter wünschte, um nicht so viel Menschenblut vergiessen zu lassen, einen baldigen Frieden. Sie war am meisten Ursache, daß er so unerwartet zu Teschen geschlossen ward, indessen ihr Sohn es lieber gesehen hätte, wenn der Krieg eine andere Wendung genommen hätte.

Inzwischen suchte Joseph als Alleinregent einen längst entworfenen Plan auszuführen. Er wollte seine sämmtlichen Länder in **Einen** Staat von gleicher Gesetzgebung und Verfassung vereinigen; dann wollte er diesem Staate durch Beförderung der Aufklärung, Betriebsamkeit und des Kunstfleisses seiner Bewohner, die möglichste Stärke, Wohlhabenheit und Unabhängigkeit von andern Staaten verschaffen; und endlich sollte dieser Staat durch die äußerste Vereinfachung und Gleichförmigkeit des Justiz- und Finanzwesens so leicht zu lenken werden, daß er alles selbst überschauen könnte. Diesen glänzenden Plan hatte Joseph lange durchgedacht, daher schritt er nach dem To-

de seiner Mutter rasch zu desselben Ausführung, der sich aber unüberwindliche Hindernisse entgegen setzten.

Zum Beispiel seiner landesväterlichen und wohlthätigen Einrichtungen darf nur bemerkt werden, daß er eine größere Preßfreiheit einführte, die Pensionen nach einer neuen Form regulirte, der jüdischen Nazion, welche vorher im größten Druck lebte, mehrere Freiheiten verstattete, viele Manns- und die meisten Nonnenklöster einzog, die Leibeigenschaft aufhob, und sehr viele andere löbliche Verbesserungen vornahm. Immer in gleicher Thätigkeit und Anstrengung seiner Kräfte, ahmte er dem grossen Friedrich nach, zum Besten seiner Unterthanen, und zum Besten ganzer Provinzen zu wirken. Eine Menge Landesverordnungen und Gesetze bezeichnen fast jeden Tag seiner Regierung. Jedermann hatte Zutritt zu ihm, und immer war er bereit, die Klagen derer, die zu ihm ihr Zutrauen nahmen, anzuhören; allen begegnete er mit Herablassung und Theilnahme. Er überzeugte sich gerne mit eigenen Augen von dem, was man ihm vortrug oder erzählte. Er war haushälterisch ohne filzig zu seyn; machte Ersparungen, wo sie möglich waren, und scheute

keine Auslagen, wenn sie zum Besten des gemeinen Wesens nöthig waren.

Unter den merkwürdigen Ereignissen wäre nun die Reihe von dem Streit wegen der Schelde, von der angeblichen Unterhandlung wegen Vertauschung Flanderns gegen Bayern, von dem Fürstenbund, von Josephs Reise nach Cherson zur Rußischen Selbstherrscherin, zu sprechen, allein Kürze halber eile ich zu dem Türkenkriege, der am 9. Februar 1788 ausbrach. Auf der einen Seite die Türken, auf der andern Katharina und Joseph! Ungeheure Armeen standen auf beiden Theilen. Der erste Feldzug entsprach den Erwartungen nicht. Der folgende 1789 ging erst im Junius an. Er war glücklicher als der erste, indem sich Belgrad an Loudon ergab, und die Russen ebenfalls keine unbeträchtlichen Fortschritte machten.

Indessen ereigneten sich mehrere Unruhen in Josephs Erbländern. Die Niederländer waren mit den neuen Einrichtungen höchst mißvergnügt. Joseph mußte daher alles auf den alten Fuß setzen. Allein einige unruhige Köpfe, welche sich bei dieser Verwirrung wohl befanden, beförderten noch mehr den Anfang der Unzufriedenheit, und ehe man es sich versah, erklärten die An-

führer die Niederlande für einen freien Staat, und dem Kaiser blieb weiter nichts übrig, als Luxenburg. Die Ungarn drangen auf ihre alten Rechte und Freiheiten. Joseph, der sich von allen Seiten im Gedränge befand, mußte alle Verordnungen, die er zur Verbesserung und Aufklärung dieser Staaten gegeben hatte, wieder aufheben. Alle diese traurige Nachrichten, die selten einmal durch eine erfreuliche gemindert wurden, mußten den schon Jahr und Tag kranken Monarchen noch mehr niederschlagen.

Seine Thätigkeit im Feldzuge gegen die Türken 1788 war bekanntlich der Grund seines Todes. Immer zeigte er sich im Lager als Regent und General zugleich. Am Tage war er Soldat, des Nachts sein eigener Minister. Den größten Theil der Nacht, nach ausgestandener Hitze des Tages, und allen militärischen Fatiken, auch öfters Gefechten, widmete er den Regierungsgeschäften. Er schonte sich bei keiner Art von Gefahr. In Semlin war seine Wohnung eine Hütte, im Lager ein gewöhnliches Zelt. Er unterschrieb und expedirte sehr oft zu Pferde. Oft schlief er auf der bloßen Erde, seinen Kriegern ein Beispiel zu geben. Seine gewöhnliche Speise war Rindfleisch und grünes Zugemüse, sein Trank Quellwasser aus

Wien. Gegen die Soldaten war er so herablassend, daß keiner, wenn er umherging, seine Beschäftigung, welche es auch war, unterbrechen durfte. Spät Abends las und expedirte er die aus Wien häufig angekommenen Depeschen, und brachte einen Theil der Nacht damit zu. Vier, höchstens fünf Stunden schlief er, und mit dem frühesten Morgen beschäftigte er sich schon wieder mit der Armee.

Sein letztes Jahr wurde zwar auf einer Seite durch die glücklichen Fortschritte seiner Feldherren im Türkenkriege erheitert; auf der andern aber durch seine äußerst schmerzhafte Krankheit verbittert. Die nächste Veranlassung der letztern liegt, wie schon bemerkt worden, unstreitig im Feldzuge 1788. Er sah es, als eine der ersten Heldentugenden an, alle Mühseligkeiten und Ungemach als treuer Kriegsgefährte mit seinen Soldaten zu theilen. Und dadurch litt sein Körper so, daß er gegen das Ende des Jahrs nach Wien zurückkehren, und seit dem Herbst 1789 äußere Hülfsmittel brauchen mußte, zuerst um seinen schwachen Körper überhaupt, und zuletzt auch noch, um sein sinkendes Haupt aufrecht zu erhalten. Die Brabanter Unruhen, und der Tod der Erzherzogin Eli-

sabeth, beschleunigten die Stunde seines Todes, welche am 20. Februar 1790 erfolgte.

Ruhmvoll ist es, und allein eines edlen Denkmals werth, daß er starb, wie er lebte, mitten in seiner rastlosen ununterbrochenen Thätigkeit. Er ging beinahe bis ans Ende völlig angekleidet, erwartete den Tod, der ihm angekündiget ward, mit Standhaftigkeit, brachte alles in Ordnung, was noch von ihm abhing, und vollendete, unter der äußersten Schwachheit seines Körpers, mit gegenwärtigem Geist, noch in den letzten 14 Tagen seines Lebens, und bis auf den Tag vor seinem Tode, noch so viel, als er kaum in gesunden Tagen hätte vollenden können.

Der Hauptzug in Josephs Charakter war eine rastlose Thätigkeit als Regent, die unstreitig seit Jahrhunderten kein deutscher Kaiser in dem Grade gehabt hat. Er arbeitete in seiner Kabinets-Kanzley wie ein gemeiner Schreiber, hatte darin seinen eigenen Schreibtisch, und erschien daselbst meistens in festgesetzten Stunden. Auch seine Reisen sind Beweise seiner Thätigkeit; denn ohne die zu rechnen, welche er öfters durch Böhmen, Ungarn und seine Erbländer, und in den beiden Kriegen that, unternahm er fünf

gros-

grosse Reisen; 1769 und 1783 nach Italien; 1777 nach Frankreich; 1780 nach Rußland; 1787 nach Cherson. Dabei ließ er sich, so wenig als bei seinen übrigen Unternehmungen, durch keine Gefahr aufhalten, sondern strebte bis an sein Ende den mannigfaltigsten Hindernissen entgegen.

Diese rastlose Thätigkeit beschleunigte auch seinen Tod. Als ihm die Aerzte in seiner letzten Krankheit sagten, er müßte sich aller anstrengenden Arbeit eine Zeitlang entschlagen, wenn er ganz genesen wollte, so antwortete er: „Ich habe mir die Arbeit schon so sehr zur unüberwindlichen Gewohnheit gemacht, daß es mir zu traurig und schmerzhaft seyn würde, unthätig zu seyn, und zumal zu einer Zeit, in welcher das allgemeine Wohl alle meine Anstrengung nöthig hat.“ So beschloß Joseph sein unglückliches Regentenleben, im 49sten Jahre seines Alters. Sein entseelter Ueberrest ward mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten am 23. in der kaiserlichen Gruft in der Kapuzinerkirche beigesetzt.

Gustav III.

Gustav III. König von Schweden, ward zu Stockholm 1746 den 13. Januar des alten Styls, und den 24. des neuen, geboren. Sein Vater war König Adolph Friedrich, und seine Mutter Louisa Ulrika, geborne königliche Prinzessin von Preußen. Die Bildung seiner ersten Jahre übernahm die Gräfin Strömfeld, und als er diese im fünften Jahre durch den Tod verlohr, so kam an ihre Stelle der würdige und aufgeklärte Graf Tessin, und dann der Reichsrath Scheffer, von dem man eine merkwürdige Sammlung von Briefen hat, die er mit Gustaven in dessen 13= und 14tem Jahre wechselte. In seinem 20ten Jahre, den 4. November 1766 vermählte sich der Prinz mit Sophia Magdalene, Prinzessin von Dännemark, und machte 1768 eine Reise durch Schweden, um sein künftiges Volk und dessen Bedürfnisse, Klagen und Wünsche kennen zu lernen. Im Jahre

1770 verließ er das Vaterland, und am 4. Februar 1771 traf er in Paris ein. Aber kaum wenige Wochen war er von Stockholm abgereiset, als sein Vater am 12. Februar 1771 plötzlich starb. Sogleich versammelte sich der Reichsrath, und noch in derselben Nacht ward Gustav in seiner Abwesenheit zum Könige ausgerufen, und ihm gehuldigt. Er kam am 30. May 1771 in Stockholm an, und wurde mit dem allgemeinen Freudengeschrei des Volkes empfangen.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete dieser höchst ruhmwürdige König durch verschiedene Einschränkungen an seinem Hofe, und durch andere weise Anstalten. Inzwischen verzögerten die Mißhelligkeiten der Partheien auf dem bald hernach ausgeschriebenen Reichstage, besonders über die vom Könige zu unterschreibende Versicherungsakte, die Krönung bis in das folgende Jahr. Bald darauf stiftete Gustav den Wasaorden. In den Provinzen äußerten sich nach und nach über die Vorfälle auf dem Reichstage, und über andere Staatsgebrechen allerhand Bewegungen, die von Tag zu Tag gefährlicher wurden. Plötzlich wagte es der Kapitain Hellichius sich mit der Besatzung zu Christian-

stadt öffentlich gegen die Reichsversammlung zu erklären. Der König selbst entschloß sich endlich, so vielen Verwirrungen ein Ende zu machen, und führte dieß große Unternehmen glücklich und ohne Blutvergiessen aus. Die neue Regierungsform, vermöge welcher zwar Gustav der Souverainität entsagte, aber sich dafür aller königlichen Gerechtsame, nach dem Inhalte der Schwedischen Gesetze, versicherte, wurde von den Ständen angenommen, der Rottengeist schwieg, und Zufriedenheit herrschte überall. Und so endigte der König, nach einigen andern gefaßten Schlüssen, diesen Reichstag im September 1772. Gustav mußte befürchten, daß die in der Schwedischen Regierungsform bewirkte Revolution an Katharina II. eine furchtbare Gegnerin finden würde, so wie auch von Dännemark nicht viel Gutes erwartet werden konnte; indessen gelang es ihm, das gute Vernehmen mit beiden Mächten zu befestigen.

Von den ältesten Zeiten an hatten die Schwedischen Könige nach ihrer Krönung jedesmal eine Reise in die Provinzen gethan, um sich darin die Huldigung selbst leisten zu lassen. Auf dieser Königsreise that Gustav viel Gutes, und ließ sich noch mehr nach seiner Rückkunft die Beglückung der Unter-

thanen auf das eifrigste angelegen seyn. Er sorgte für die Kriegsverfassung, und für die Bedürfnisse der Unterthanen mit weiser Wachsamkeit; schränkte das Branntweinbrennen ein; schaffte die Tortur bey Criminalprozessen ab; verminderte die überflüßigen Festtage; sorgte für stärkere Bevölkerung des Reichs; beförderte den Ackerbau, die Künste und Wissenschaften; führte eine Nationaltracht ein 1778 u. a. m. Vom 7. Junius bis zum 29. Julius 1777 reisete Gustav nach St. Petersburg, um bei einem freundschaftlichen Besuche das gute Vernehmen mit Katharina zu befestigen, und ein 13jähriger Friede war die Folge dieser Zusammenkunft. Immer geneigt, jede Freude mit seinen Unterthanen zu theilen, berief der König, als ihm am 1. November 1778 der Kronprinz Gustav Adolph geboren wurde, die gesammten Stände des Reichs, und dieser erste Reichstag nach der Revolution lief ruhig und zur Zufriedenheit des Königs und der Stände ab. Im Julius 1780 trat Gustav der bewaffneten Neutralität bei, zum Vortheil der Handlung seiner Unterthanen bei dem Brittisch-Amerikanischen Kriege.

Gustav III. und Joseph II. statteten beide einen Besuch bei Katharina ab, und

sie kam dem Schwedischen Monarchen an der Gränze beider Reiche entgegen. Während dieser Reise hielt sich der König im Lager der Finnischen Armee auf, wo er bei einem Falle vom Pferde den linken Arm zerbrach. Der Bruch ward ungewöhnlich schnell geheilt, allein die Folgen davon wurden, in Verbindung mit andern kränklichen Zufällen, gefährlich. Die Aerzte konnten keine sicherere Hülfe als den Gebrauch der Bäder bei Pisa vorschlagen, und der König ward überredet, solche zu besuchen. Er ward wieder hergestellt, hielt sich geraume Zeit in Rom auf, und besuchte auch andere Länder Italiens, um überall die heftigsten Veränderungen der Natur und der Staaten, die Denkmäler des Alterthums, die glücklichen Folgen eines ausgebreiteten Handels, und die ungleiche Beschaffenheit der Wirkung der Regierungsarten kennen zu lernen. Auf der Rückreise besuchte der König den Hof zu Versailles, und begab sich, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, nach Schweden zurück. Diese Reise dauerte vom September 1783 bis zum August 1784, und eine Frucht derselben war der mit Frankreich geschlossene Handlungs- und Schiffahrts-Vertrag, vermöge dessen Schweden an Frankreich den völligen Gebrauch des Hafens zu Gothen-

burg überließ, und Frankreich dagegen an Schweden die kleine westindische Insel St. Barthelemy bei St. Christoph abtrat. Beide Kronen bewilligten zugleich einander wechselseitig verschiedene Handlungsfreiheiten.

Vom 1. May bis zum 23. Junius 1786 wurde ein zweiter Reichstag gehalten, über dessen Gang der König aber höchst mißvergnügt war. Friedrichs II. Tod am 17. August 1786 öffnete bald darauf eine freie Bahn zur Ausführung verschiedener Plane. Im Jahre 1787 nahm Katharina II. unter der Bedeckung von 40,000 Mann, fast unter den Augen des Großsultans, Besitz von der Krimm; Josephs Heere fielen den Türkischen Kaiser von einer andern Seite an, und der Türkenkrieg begann. Europens Gleichgewicht, Nordens Sicherheit, Schwedens Ehre und dessen alte Bündnisse erlaubten dem Könige nicht, dem Ausgange so vieler drohenden Begebenheiten länger ruhig zuzusehen. Gustav führte das Schwedische Heer nach Finnland über. Der Sieg bei Hogland, und des Königs Marsch über die Gränze, versprachen eine geschwinde Wirkung, als er plötzlich, durch Treulosigkeit einiger Befehlshaber auf das unwürdigste gehemmt wurde, am 1. September 1788 aus Finnland nach

Stockholm zurück kam, und nun gegen einen neuen Feind — gegen Dännemark zu Felde ziehen mußte, nachdem er in Finnland seinem Bruder, dem Herzoge von Südermannland, den Oberbefehl übertragen hatte. Durch Englands und Preußens Vermittlung wurde das Einverständniß mit Dännemark wieder hergestellt, aber es blieben dem Könige demungeachtet noch zwei fürchterliche Feinde: die Russen und die aristokratische Parthei in Schweden selbst. Von Gothenburg aus berief der König auf den 2. Februar 1789 einen Reichstag nach Stockholm, der sich besonders dadurch auszeichnete, daß die untern Stände nicht nur die Rechte des Königs gegen den Adel schützten, sondern seine Macht noch erweiterten. Nach geschloßenem Reichstage begab sich der König wieder zur Armee.

Der Krieg ward dieß und das folgende Jahr hindurch fortgesetzt, überall trotzte Gustav den Beschwerlichkeiten desselben, und gab durch seinen Muth andern ein Muster. Endlich kam am 14. August 1790 auf dem Felde zu Werelä der förmliche Friedensschluß zwischen Rußland und Schweden zu Stande, und der König kam gekrönt mit der Ehre eines glücklichen Friedens, in seine Hauptstadt zurück. Da er von jeher mit

dem Hofe zu Versailles in enger Verbindung gestanden hatte, so glaubte er es Ludwig XVI. schuldig zu seyn, ihn aus der Gefangenschaft, worinn er in Paris gehalten wurde, zu befreien. Er reiste daher zu Ende des May 1791 in das Bad nach Aachen, nutzte aber zu gleicher Zeit jede Gelegenheit, die sich ihm dabei zur Erreichung seiner Absichten darbot. Nach einer kurzen Abwesenheit kehrte er in das Vaterland zurück, unterzeichnete ein Freundschaftsbündniß mit Rußland, und wandte nun alle seine Sorgfalt und Mühe auf die innere Oekonomie und die Finanzen des Reichs. Ueber so wichtige Gegenstände wollte er sich auf das neue mit seinen getreuen Unterthanen berathschlagen.

Er eröffnete in dieser Absicht den 23. Januar 1792 einen allgemeinen Reichstag zu Gefle, wo das Vertrauen und die Einigkeit der Stände seine Mühe zu erleichtern, wo ihr Gehorsam, ihre Liebe, sein Vertrauen zu stärken, und wo an Schwedens Horizont die Morgenröthe eines hellern Tages aufzugehen schien. Aber vergebliche Hoffnung! Ein gewisser Ankerström — lange schon über den Umsturz der alten Verfassung Schwedens insgeheim zürnend — beschloß den Tod des Königs, und versetzte demsel-

ben wirklich auf einem Maskenballe zu Stockholm, in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792, einen tödtlichen Schuß. Der König fühlte, daß die Wunde tödtlich sey, verlohr aber die Besonnenheit nicht, sondern gab auf der Stelle den Befehl, daß die Thore von Stockholm geschlossen würden, indeß alles im Opernsaale sich entlarven, und seinen Namen aufschreiben mußte. Sogleich des folgenden Tages verordnete er eine Regierung während seiner Krankheit an, zu deren Oberhaupt sein Bruder, Herzog Karl von Südermannland, zu Mitgliedern die Grafen Wachtmeister und Oxenstirna, und die Generale von Taube und von Armfeld von ihm ernannt wurden. Fast 14 Tage brachte die Hauptstadt zwischen Furcht und Hoffnung, er aber mit immer gleicher Geduld zu, obgleich seine Schmerzen fürchterlich waren. Am 29. März 1792 unterschrieb er noch den Befehl wegen der Ausrufung seines Sohnes zum Könige; bald darauf fiel er in einen Schlummer, worinn er, nach 46 durchlebten Jahren, seinen Geist aushauchte.

Gustav war ein feiner Staatsmann, ein hinreißender Redner, ein Volksfreund, zu dem jeder, auch der Unterste, freien Zutritt fand, ein Mann voll Kenntniß und

Geschmack, der sich in den meisten lebenden Sprachen mit der gefälligsten Leichtigkeit ausdrückte, und dabei war er als Held unerschrocken, und trotzte jeder Gefahr. Bei ihm war sogar seine Ruhe merkwürdig, die er den höhern und schönen Wissenschaften und Künsten widmete. Er übernahm im Namen seines Sohnes die Oberaufsicht über die Akademie zu Upsala, welche er zur Zeit seines Vaters in eigener Person geführt hatte. Er ermunterte die hohen Schulen zu Lund und Abo, und die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, durch öftern Besuch, und durch viele Proben seiner Fürsorge. Die Wiedererneuerung der Akademie der schönen Wissenschaften war ein Ehrendenkmal, das er seiner Mutter stiftete. Er selbst errichtete die Schwedische Akademie zur Ausbildung einer Sprache, der er durch seine Beredsamkeit vom Thron Gesetze gegeben hatte. Er ließ die Bibel in die Schwedische Sprache neu übersetzen, führte eine vernünftige Toleranz ein, und ermunterte durch Belohnungen die Industrie. Gustav III. hat sich, indem er selbst die Geschichte seiner Zeit schrieb, seinen Richterstuhl gewählt — die Nachwelt.

Katharina II.

Katharina II. Alexiewna, vorhin Sophia Augusta Friderika, erblickte das Licht der Welt am 2. May 1729. Ihr Vater war Christian August Fürst von Anhalt-Zerbst, königl. Preußischer General-Feldmarschall, und Gouverneur zu Stettin; ihre Mutter Johanna Elisabetha, Herzogs Christian August von Schleßwig-Gottorp, und Bischofs zu Lübeck Tochter.

Die Rußische Kaiserin Elisabeth, nachdem sie sich am 6. Dezember 1741 mit Vorbeigehung des jungen Kaisers Ivan des Thrones bemächtiget hatte, berief im folgenden Jahre, um die Thronfolge und ihre Regierung zu sichern, ihren Neffen, den Prinzen Peter Ulrich, Sohn des Herzogs von Holstein-Gottorp, und ihrer ältern Schwester Anna zu sich nach Petersburg, wo er am 8. Februar 1742 im 14. Jahre seines Alters anlangte. In der protestantischen Religion noch nicht confirmirt, trat er dar-

auf zur Rußisch = Griechischen Kirche, und wurde am 18. November 1742 zum Großfürsten von Rußland erklärt.

Der Großfürst Peter hatte noch keine vollkommene Ausbildung erlangt, und erhielt sie zu Petersburg noch weniger. Er reisete mit seiner Tante überall herum, nahm aber wenigen Antheil an den Regierungs- und Staatsangelegenheiten. Seine Hauptbeschäftigung blieb das Militär. — Unterdessen war Elisabeth früh darauf bedacht, ihren Neffen zu vermählen. Die Wahl fiel auf unsere Sophia Augusta Friderika von Anhalt = Zerbst, eine Prinzeßin von so ausgezeichneten Talenten, als Eigenschaften. Sie kam mit ihrer Mutter, die eine Anverwandte des Prinzen Peter Ulrich war, am 19. Februar 1744 zu Moskau an, wo sich damals Elisabeth aufhielt, nahm die Griechische Religion und den Namen Katharina Alexiewna an, und wurde am 1. September 1745 in einem Alter von 16 Jahren mit dem Großfürsten vermählt, der damals 17 Jahre alt war.

Gegenseitige Liebe machte diese Ehe anfangs vergnügt und glücklich. Allein die Grundlagen der Charaktere, und die gegenseitigen Neigungen waren zu verschieden, als daß die Eintracht und Zärtlichkeit un-

gestört bleiben konnten. Peter hatte sein militärisches Spielwerk in einem Alter angefangen, wo die Eindrücke leicht und bleibend sind. Die rauhe Disziplin und die strengen Grundsätze, die er bei seinen Truppen einführte, verfeinerten seine Lebens- und Denkungsart nicht. In dem Umgange mit seinen Offizieren wollte er ganz ihr Bruder seyn. Die Gesellschaften mit ihnen waren oft rauschend; man spielte, schmauſete, und trank bis in die Nacht. Eine solche martialische Lebensart paßte nicht zu dem Umgange einer gefühlvollen, gebildeten Prinzeßin, wie Katharina Alexiewna war. Ihre sanften Reitze konnten nicht die Heftigkeit des Gemahls besiegen. Es folgte Mißvergnügen und Abneigung. Der Prinz Paul Petrowitz, den sie am 1. Oktober 1754 gebahr, war die Frucht ihrer ersten Zärtlichkeiten und ihrer Ehe.

Peter war im Nov. 1749 in den Staatsrath aufgenommen worden. Sein Einfluß in die Regierung wurde möglichst beschränkt. Indeß konnte es nicht fehlen, daß ein Prinz, der eine nahe Aussicht zum Throne hatte, manche Anhänger besaß. So zeigte es sich auch während des siebenjährigen Krieges, der zwischen Oesterreich und Preußen geführt worden ist. Die Kai-

serin Elisabeth war kränklich. Man kannte die eifrige Freundschaft des Großfürsten Peter gegen Friedrich den Grossen; er mißbilligte den Krieg, in den sich Elisabeth, als Bundsgenoßin von Maria Theresia eingelassen, und wohnte nie dem Staatsrathe bei, wenn über die Angelegenheiten und Operationen des Krieges berathschlagt wurde.

Nach einer längeren Kränklichkeit starb endlich Elisabeth an einem Blutsturze den 5. Jäner 1761. Peter III. bestieg nun den Thron gleichsam mit der Freude eines Menschen, der aus der Gefangenschaft auf einmal zum völligen Genusse der Freiheit gelangt. — Alles bekam nun eine ganz andere Gestalt. Mit Elisabeth hörte ihr ganzes Regierungssystem, und — gleich nachher der Krieg mit Preussen auf. Peter fing aber auch alsbald an, mancherlei wichtige Veränderungen in seinem Reiche vorzunehmen. Die Verwaltungen der bischöflichen und Klostergüter übergab er lauter Kriegsbefehlshabern, unter der Aufsicht eines Oekonomiekollegiums; in dem Kriegswesen traf er allerhand neue Einrichtungen; dem Adel ertheilte er beträchtliche Freiheiten, und machte neue Verfügungen zum Vortheil des Rußischen Handels. — Allein so löblich, so ausgezeichnet und ruhmwür-

dig viele seiner neuen Einrichtungen waren, so schienen doch manche nicht den Umständen anpassend, zum Theil nicht ausführbar; gaben seinen Feinden Anlaß zu Tadel, und den Grossen seines Reichs zu Mißvergnügen, zu heimlichen Gährungen.

Peter war in der Protestantischen Religion erzogen, und hatte die Griechische angenommen. Er fing an die Heiligenbilder und andere eingeführte Gewohnheiten aus den Kirchen zu verbannen; der Erzbischof von Nowogrod widersetzte sich seinen Neuerungen. Peter nahm ihm seine Würde; allein die Unzufriedenheit des Volks wurde so laut, daß er sich genöthiget sah, den Prälaten nach acht Tagen wieder einzusetzen; durch dieses Unternehmen machte er sich die Popen und Archimandriten zu unversöhnlichen Feinden. Ein gleiches Mißvergnügen, wie bei den Geistlichen, entstand, und herrschte bei den Truppen, besonders bei dem Militär in Petersburg. Er berief seinen Oheim, den Prinzen Georg Ludwig, der sich als Generallieutenant in Preussischen Diensten befand, nach Petersburg, und ernannte ihn zum Generalissimus, und Obersten der Garde zu Pferd mit einem Gehalt von 48,000 Rubeln; dieß empörte den

Stolz

Stolz der Russen, und aller Truppen, die ohne dieß mißmuthig waren über die Mißhandlungen, welche sie von den Hollsteinischen Offizieren erdulden mußten, die ihnen nach erhaltener preussischen Montirung, auch das preussische Exerzizium beibringen mußten.

Die Abneigung Peters gegen seine Gemahlin Katharina, und die mißvergnügte Trennung, die zwischen ihnen herrschte, war indessen immer grösser geworden. Peter hatte seine Liebe auf die junge Gräfin Elisabeth von Woronzow, eine Nichte seines Großkanzlers gewandt; er veranlaßte seine Gemahlin, dieser seiner Geliebten selbst den Katharinenorden zu überreichen. — Katharina, die die Gänge ihres Gemahls mit Aufmerksamkeit bespähen ließ, machte unterdessen eine Verbindung mit ihren Anhängern gegen ihn, die einen ungehinderten Fortgang hatte. Eine eifrige Beförderin derselben war besonders die Schwester der Elisabeth von Woronzow, die Fürstin Daschkow, die sich nachmals als eines der ersten weiblichen Genies in den Wissenschaften gezeigt hat. Bei ihr wurden die geheimen Zusammenkünfte der hohen Verbundenen gehalten. Dieß waren besonders die drei Gebrüder, Grafen von Orlow, der Graf Pa-

nin, Oberſthofmeiſter des Großfürſten, der Generallieutenant des Simonowſchen Garderegiments Watkowskoi, der Fürſt Wolkonsky, und der Graf Raſoumouwsky, Hettmann der Ukrainiſchen Koſaken.

Peter, der ſchon Bagage und alles zu ſeiner Reiſe nach Pommern hatte in Stand ſetzen laſſen, und am 15. July 1762 abreiſen wollte, erhielt von dieſen drohenden Projekten Nachricht, und eine Liſte, in der die Namen der wider ihn Verbundenen angegeben waren. Ohne zu ſtutzen, und aufmerkſam zu werden, verſetzte er: „Wie! immer das alte Märchen! da habt ihr eure Schrift wieder, und beläſtiget mich nicht weiter mit dem alten Geſchwätze.“ —

Endlich kam der Tag des Schreckens, den Peter nicht träumte. Dieß war der 9. Julius. Die Verbundenen ſchloſſen aus mehreren Umſtänden, daß ſie eilen, oder alles verloren geben mußten. Der Lieutenant Paſſik, bei der Preobrazenskiſchen Garde, war auf Ordre des Prinzen Georg von Hollſtein arretirt worden; dieß erfuhren die Verbundenen. Die Kaiſerin befand ſich zu Petershof. Am 8. July des Abends ſchickte die Fürſtin Daſchkow eine leere Kutſche, als das beſtimmte Zeichen der Revolution, dahin; Katharina ſchauderte, wankte.

Allein die Wahl von Glück — oder unüberſehbarem Unglück, das Wohl des Reichs, und das eindringliche Zureden ihrer Anhänger, verſetzte Sie in heroiſche Entſchloſſenheit.

Um 3 Uhr Morgens fuhr Sie, von dem Grafen Grigorei Grigorjewitſch Orlow begleitet nach Petersburg: hier waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Das Ismailowſche Garderegiment, welches Orlow als Major kommandirte, und das ſich bereits verſammelt hatte, war das erſte, was ihr huldigte, und Sie als Ruſſiſche Kaiſerin ausrief. — Sie fuhr zu den Quartieren der andern Garderegimenter: einige derſelben waren betroffen. Mit der ſeltenſten Geiſtesgegenwart hielt Katharina ſogleich eine Anrede an ſie, ſtellte ihnen das üble Betragen ihres Gemahls, ſeine offenbare Verachtung der Ruſſen, ſeinen Abſcheu vor ihren Einrichtungen und Gebräuchen vor; ſchilderte ihnen die Gefahren, die Ihr, ihrem Sohn, der Konſtitution, und der Religion des Reichs droheten. — Dieſe kurze Anrede, die durch Seufzer und Thränen unterbrochen wurde, die der Vortrag, der Reitz, und die Majeſtät ihrer Perſon rührend machte, that augenblickliche Wirkung.

Die Garden und der größte Theil des Adels fielen ihr bei. Schon hatten sich mehrere Regimenter für Sie erklärt, als man in mehreren Quartieren von Petersburg noch nicht wußte, was vorging; aber bald wurde der Auflauf allgemein. Der Prinz Georg Ludwig von Hollstein, der gerade in Petersburg war, wollte die Anführer arretiren, wurde aber bald selbst arretirt mit allen Personen von seinem Gefolge. Man drang in seinen Pallast, raubte, und mißhandelte mit unversöhnlicher Rachsucht.

Aller Widerstand war nun besiegt. Das Volk strömte in Menge herbei, und folgte der Stimme der Mehrheit. Um sich der öffentlichen Ergebenheit desto besser zu versichern, begab sich Katharina gegen 10 Uhr des Morgens in die Hauptkirche, legte ihren neuen Eid als Regentin ab, durch den Sie die Freiheit und Religion der Russen unverbrüchlich zu erhalten beschwor — und das Volk, der Adel, und das Militär leisteten ihr darauf in zahlreicher Menge den Eid der Treue. Man fertigte zugleich Ordres zum schleunigen Rückmarsch an drei Regimenter ab, die auf dem Wege nach Narva waren. Gegen Mittag wurde darauf das Thronbesteigungs = Manifest der neuen Monarchin öffentlich angeschlagen und

bekannt gemacht, das schon vorher gedruckt war.

Die Revolution in Petersburg wurde vollendet, ehe der unglückliche Souverain, den sie betraf, etwas gewisses davon erfuhr, oder erfahren wollte. Er war in den Stunden, die den Verlust seiner Krone und sein ganzes Schicksal entschieden, ruhig und heiter, kleidete sich, wie gewöhnlich, in preußische Uniform, und fuhr gegen 11 Uhr nach Petershof ab. Allein, ehe Peter noch nach dem Wohnsitz seiner Gemahlin gelangte, erhielt er gewisse Nachricht von dem Unternehmen, an dessen Möglichkeit er so wenig geglaubt, daß er alles, was man ihm bisher beigebracht hatte, als einen erdichteten Einfall verwarf. — Der Hofmarschall Ismailow kam ihm unterwegs entgegen, eilte auf seinen Wagen zu, und drang darauf, den Kaiser selbst zu sprechen; allein Peter befahl weiter zu fahren. Ismailow bestand auf seinem Antrag. — „Nun — was thut ihr denn so dringend?" sagte Peter, wie er ihn zu Gesicht bekam, „gehet mit mir nach Petershof, und erzählet da, was ihr mir zu sagen habt." — Allein Ismailow, der die Wichtigkeit des Augenblicks fühlte, zögerte nicht länger. Zitternd erzählte er, was in Petersburg

vorging, und schon vorgegangen war. — Nun erst erwachte Peter, staunte, wurde bestürzt, und betäubt. Er eilte nach Petershof, und fand seine Gemahlin nicht — eine neue Bestättigung des Schreckenereignisses — und keiner daselbst konnte ihm sagen, wohin Sie sich begeben hätte, so geheim war ihre Abfahrt gehalten. Die Angst, die Verwirrung zu Petershof war unbeschreiblich, jede Minute war kostbar. Man mußte Entschliessungen fassen, und wußte in der Bestürzung nicht, welche Maßregeln man zuerst ergreifen sollte.

Man hatte in Petersburg die Vorsicht gebraucht, einige Personen nach Kronstadt zu schicken, die die Besatzung in ihrer Ergebenheit bestärken, und die nöthigen Sicherheitsanstalten treffen sollten, um Peters etwa zu unternehmende Flucht nach Hollstein zu verhindern. Der Admiral Jalicin war am Morgen des 10. Julius eiligst dahin abgeschickt. Er hatte bei der Flotte und Garnison den entscheidendsten Ton und Einfluß. Peter, der dieß neue Unglück nicht ahndete, fuhr des Abends auf einer Galeere nach Kronstadt ab, sie näherte sich dem Hafen, die Schildwachen aber weigerten sich, sie einzulassen, unter dem Vorwande, es sei schon zu spät. Man unterrichtete sie darauf, daß

der Kaiser selbst am Bord wäre, vergebens! Man drohte, die Galeere in Grund zu bohren, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernte. Der Kaiser mußte seinen gebietenden Unterthanen gehorchen: aber noch war nicht alle Aussicht zur Rettung verloren, die ganze Ostsee stand ihm offen; Er konnte nach Schweden, oder nach Preußen segeln. Man gab ihm selbst den Rath, nach Reval zu fahren, und sich der dasigen Flotte zu versichern. Allein auch dieser vortheilhafte Entwurf wurde — in dem Drang der Umstände — von den Revolutionsfreunden hintertrieben, die Peter als Freunde begleiteten. Der unglückliche Prinz kam am folgenden Morgen mit seiner Galeere nach Oranienbaum wieder zurück.

Um eben diese Zeit begab sich Katharina an der Spitze der Garden, etwa 10,000 Mann stark, mit einem verhältnißmässigen Geschütz auf den Marsch gegen Petershof. Sie trug die Garde-Uniform, hatte den Andreasorden angelegt, und ritt mit gezogenem Säbel und einem Eichenzweige an dem Hut; die Fürstin Daschkow war ihre nächste Begleiterin; die Grafen Orlow, und alle ihre ersten Anhänger folgten dem Zuge. Peter erfuhr denselben, seine hollsteinischen Truppen, die ihn mit Freude und Thränen

erst eben wieder in ihrer Mitte empfangen hatten, fielen ihm zu Füssen, baten und flehten ihn, sie gegen die Kaiserin zu führen. — Peter, über ihren kühnen, herzlichen Eifer gerührt, wurde entschlossen, und rief: „Zum Gewehr!“ Allein, dieß war die Entschlossenheit eines Augenblicks. — Die Thränen der Weiber, die Vorstellungen seiner Freunde, und seine eigenen zaghaften Gesinnungen verdrängten bald den Gedanken von einer Widersetzung. Er beschloß, da ihm Gegenwehre fruchtlos schien, sich den Dispositionen seiner Gemahlin zu unterwerfen.

Peter begab sich auf Katharinens Antrag nach Petershof, ohne sie zu sehen. Der Obersthofmeister seines Sohns, der Graf von Panin, empfing seinen Degen, und hielt als Bevollmächtigter mit ihm die geheime Zusammenkunft. Die besondern Merkwürdigkeiten dieser kurzen entscheidenden Staats-Unterredung werden wohl auf immer ein Geheimniß bleiben. Allein das Resultat derselben war eine Akte, wodurch Peter mit einem feierlichen Eide der Regierung entsagte, und sich derselben unwürdig erklärte.

Indeß hielt Katharina an selbigem Abend den 10. Julius ihren feierlichen Einzug in Petersburg. Sie ritt, wie am Tag

vorher, an der Spitze ihrer Garden. Das Volk empfing sie mit Jubel, und ihr leutseliges, herablassendes Benehmen fesselte die Zuneigung desselben. Sie erlaubte, ihre Hände zu küssen, die sie im Vorbeireiten ausstreckte. Am Eingange des Kaiserlichen Pallastes hatte sich die hohe Geistlichkeit versammelt. Die Kaiserin ritt durch ihre Reihen, und gab den Vornehmsten derselben einen Kuß auf die Backen, indeß diese ihre Hand küßten; — eine besondere und hohe Ehrenbezeugung in Rußland.

Peter starb plötzlich zu Ropscha, acht Stunden von Petershof, wohin er in Verwahrung gebracht worden war, am siebenten Tag seiner Gefangenschaft, den 17. Julius im 33sten Jahre seines Lebens. Gleich am Tage darauf wurde ein Manifest erlassen, worin als die Ursache seines schleunigen Todes eine Hämorrhoidalkolik angeführt wird. Sein Leichnam wurde zwei Tage darauf — von allen Kaiserlichen Insignien entblößt — in Hollsteinischer Uniform in dem Kloster des Alexander Newsky bei Petersburg beigesetzt.

Milde und Gnade bezeichneten darauf die ersten Schritte der neuen Regierung. Die Revolution hatte kein Blut gekostet, und machte auch weiter keine Unglückliche.

Katharina war menschenfreundlicher, als Elisabeth. Sie verzieh allen, die sich bei der Revolution als ihre Gegner bezeigt hatten, ließ die wieder in Freiheit, deren Arretirung die Umstände nothwendig gemacht hatten, und begnadigte selbst mehrere mit Wohlthaten. — So war nun diese große Begebenheit, die zu weiten und bedenklichen Auftritten hätte Anlaß geben können, glücklich vollendet. Katharina wurde unter dem Namen der II. als Kaiserin und Beherrscherin Rußlands, an eben dem 17. Julius 1762 nochmals öffentlich ausgerufen, und ihre Krönung erfolgte den 3. October des nämlichen Jahres mit aller in diesem Reiche gewöhnlichen Pracht in Moskau.

Sie beförderte gleich anfänglich den Frieden in Deutschland, und vermied den Krieg, welchen ihr Gemahl wegen alter Streitigkeiten seines Hauses über Hollstein und Schleswig mit Dännemark hatte führen wollen. Vielmehr endigte sie denselben nach einiger Zeit auf immer durch den Vergleich, in welchem ihr Sohn der Großfürst Paul Petrowitsch 1773 sein Herzogthum Hollstein-Gottorp gegen die beiden Grafschaften Aldenburg und Delmenhorst an Dännemark abtrat.

Es war auch in den ersten Jahren der Regierung Katharinens, nämlich 1764, daß sie dem Grafen Stanislaus August von Poniatowsky durch Unterstützung ihrer Kriegsvölker dazu behülflich war, den Pohlnischen Thron zu besteigen. Als sie aber bald darauf die bisher sehr gedrückten Protestanten und Griechischen Religionsverwandten in Pohlen nachdrücklich schützte; auch an der Verfassung dieses Reichs noch andern Antheil nahm, verbanden sich viele Große desselben mit den Waffen in der Hand gegen die Absichten der Kaiserin; und ihres eigenen Königs selbst. Sie brachten sogar den Türkischen Hof dahin, Rußland 1768 den Krieg anzukündigen; allein die Russischen Feldherren, der Fürst Gallizin, und vornämlich der Graf Romanzow, denen die Unterbefehlshaber Weismann und Bauer, gebohrne Deutsche, mit besonderer Geschicklichkeit beistanden, führten diesen Krieg mit ausnehmendem Glücke, und auch zur See zogen die Türken immer den kürzern.

Zwar schien der Friede, welchen Katharina mit den Türken schloß, mehr ihrer Mäßigung, als so großer erfochtenen Vortheile würdig zu seyn. Die Russen erlangten durch denselben nur die längst gewünschte freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere,

und zur Versicherung derselben zwei Seestädte in der Krim. Aber eben der feste Fuß, welchen sie in dieser Halbinsel erhielten, erleichterte ihnen nach 9 Jahren 1783 die völlige Besitznehmung derselben.

Auf einer andern Seite erweiterte Katharina ihr Reich noch vor dem Frieden, durch welchen sie den Türkischen Krieg endigte, ebenfalls in Gegenden, die sonst zu demselben gehört hatten. Die Pohlnischen Unruhen, welche ihr gedachten Krieg zuzogen, beschäftigten ihre Kriegsvölker mehrere Jahre nacheinander. Nachdem sie dieselben gedämpft hatte, beschloß sie, sowohl zur Schadloshaltung für die dabei aufgewandten Kösten, als wegen der in einer Deduction angegebenen alten Rechte Rußlands an den Landesbezirk längs der Dwina, der Druß, und dem Dnieper denselben mit ihrem Gebiethe zu vereinigen. Dieses geschah im Jahre 1772 nicht allein mit leichter Mühe, und es wurden daraus die beiden Statthalterschaften Pleskow und Mohilow gebildet; sondern sie traf auch gemeinschaftlich mit den beiden übrigen mächtigen Nachbarn von Pohlen, Maria Theresia, Königin von Ungarn, und Friedrich II., König von Preußen, gewisse Einrichtungen für dieses Reich, welche den so gewöhnlichen inner-

lichen Zerrüttungen desselben künftig vorbeugen sollten.

Wenige Jahre darauf bediente sie sich einer anderen wichtigen Veranlassung wegen des Ansehens, welches sie sich in Europa erworben hatte, auf eine rühmliche Art. Sie trug nämlich durch ihre Vermittlung das meiste dazu bei, daß 1779 der Bayrische Erbfolgkrieg in Deutschland zwischen der Kaiserin, Maria Theresia, und Friedrich II., König von Preußen, sobald geendiget wurde. Selbst in dem Englisch-Amerikanischen Kriege gab sie durch die von ihr vorgeschlagene bewaffnete Neutralität, oder durch eine mit Kriegsschiffen solcher Fürsten, die in den gedachten Krieg nicht verwickelt waren, zu leistende Beschützung des Seehandels ein Beispiel, welches mehrere solcher Fürsten nachahmten.

Mittlerweile daß Katharina immerfort an den wichtigsten ausländischen Angelegenheiten Theil nahm, wandte sie auf den Zustand ihres Reichs und ihrer Nation eine immer gleiche Sorgfalt. Sie zog durch angebotene Gnadenbezeugungen und andere Vortheile eine Menge Fremde, besonders Deutsche, in ihre Länder, um viele wüste Plätze in denselben, vornämlich längs der Wolga, in der Statthalterschaft Astrahan

zu bevölkern, und anzubauen; wie denn auch neue Pflanzstädte von denselben angelegt wurden.

Der Handelschaft ihrer Unterthanen that sie auf mancherlei Weise Vorschub. Sie ertheilte dem Hafen von Archangel eben dieselbe Vorrechte, welche bis dahin der Petersburger allein gehabt hatte; gab verschiedene Arten des innern und auswärtigen Handels allen ihren Unterthanen frei, und munterte die Untersuchung, den Anbau, und Veredlung mancher Russischer Naturerzeugnisse auf; wie sie insonderheit auf den Bau des Tabacks in der Ukraine Belohnungen setzte. Die Handlung der Russen mit ihren inländischen Waaren, besonders mit denen, die zum Schiffbaue nöthig sind, stieg in dem Englischen Kriege zu einer überaus einträglichen Höhe. Man sah auch unter dieser Regierung zuerst Russische Kauffartheischiffe in Spanischen und Italienischen Seehäfen. — Die gelehrten Reisen, welche die Kaiserin durch einige Akademisten von Petersburg in die entlegensten Gegenden ihres Reichs anstellen ließ, dienten ebenfalls durch die unzähligen schätzbaren Beobachtungen, welche von denselben angestellt, und bekannt gemacht wurden, unter andern dazu, Rus-

lands mannigfaltige Naturgaben richtiger einzusehen, und geschickter zu nützen.

Ueberhaupt nahm sich die Monarchin des öffentlichen Unterrichts, des Wachsthums der Wissenschaften und sinnreichen Künste bei ihrer Nation mit allem Eifer an. Sie stiftete neue Erziehungsanstalten, und erweiterte die bereits vorhandenen; schickte auf ihre Kosten eine Anzahl junger Russen in fremde Länder, um sich in der Gelehrsamkeit zu üben; ließ treffliche Bücher aus andern Sprachen in die Russische übersetzen, und von den herrlichsten Kunstwerken des Alterthums genaue Abdrücke verfertigen; errichtete eine besondere Akademie zur Verfeinerung der Russischen Sprache, und ließ auch an der vorzüglich nothwendigen Verbesserung der Schulen in ihrem Reiche arbeiten. — In der Staatsverwaltung selbst wurden auch allerlei vortheilhafte Veränderungen getroffen. — Aber der vornehmste Glanz ihrer Regierung zeigte sich in dem von ihr entworfenen neuen Gebäude der Gesetzgebung. Der Abriß desselben bleibt ein Denkmal von Menschenkenntniß, Klugheit und Liebe der Unterthanen.

Da Katharina voraus sah, daß die Ottomannische Pforte wegen Anwachs des Russischen Reichs, und dessen sich immer

mehr und mehr verbreitenden Handels durch andere Mächte in Eifersucht gesetzt, ihr bald den Krieg ankünden würde, obwohl bisher noch alles mit dichtem Schleier verhüllet war, so schloß dieselbe mit Kaiser Joseph II. eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, wodurch beide Monarchen sich wechselweise beizustehen, und ihre Besitzungen gegen alle feindlichen Angriffe gemeinschaftlich zu vertheidigen sich verbanden.

Da in der Krimm die Russische Seemacht immer ansehnlicher zu werden begann, und die Städte durch die Handlung lebhafter wurden, so beschloß Katharina eine Reise dahin vorzunehmen, und ordnete, um die sämmtlichen Gränzen zu decken, fünf Lager an, in welche bei 160,000 Mann zusammrückten. Sie trat den 18. Jäner 1787 in Begleitung des kaiserlichen, französischen und englischen Ministers ihre Reise nach Cherson an, welche äußerst prächtig und kostspielig war. An Pferden allein wurden dazu gegen 41,000 Stücke gebraucht. Sie kam am 6. May zu Kaminiek an, wo Sie den König von Pohlen Stanislaus August verabredetermassen antraf, und mit ihm öfters freundschaftliche Unterredungen hielt.

Hier-

Hierauf begab Sie sich in die Gegend von Kaidak, wo Sie Nachricht von der Ankunft des Röm. Kaiser Josephs bekam. Von nun an war dieser beiden grossen Verbundenen Gesellschaft selten getrennt: sie reisten mitsammen, und kamen den 23. May in Cherson an. Hier trafen Sie den k. k. Internuntius, und den Russischkaiserlichen Gesandten aus Konstantinopel an: es war ein ausserordentlicher Zusammenfluß von Menschen aller Nationen. Katharina und Joseph besahen alles, was sehenswerth und merkwürdig war: sie wohnten allen Festins, die in Menge, und überaus prächtig gegeben wurden, miteinander bei. Den 28. May verliessen beide hohe Reisende Cherson, und verfolgten ihren Weg durch die Krimm, wo sie zu Bavasarey, der Hauptstadt des Landes, einige Zeit verweilten. Hier ließ Katharina den Mufti und alle Grossen des Reichs zu sich laden, und war gegen jeden sehr herablassend und leutselig. Sie ging von da in Gesellschaft des Kaisers nach Theodosia, besah die Flotte von 15 Schiffen, und beurlaubte sich nach einem zwölftägigen Aufenthalt von ihrem grossen Gast. Sie ging über Moskau nach Petersburg zurück, wo Sie den 21. Julius 1787 nach einer mehr

als sechsmonatlichen Abwesenheit wiederum glücklich anlangte.

Indessen nahm die Fehde mit der Pforte in diesem Jahre 1787 ihren Anfang. Bulgakow ward den 15. Juli 1787 in die Konferenz zum Reis = Effendi gerufen, wo man ihm sieben Punkte, und unter selben hauptsächlich die Zurückgabe der Krimm vorlegte, welche der Russische Hof der Pforte binnen 35 oder 40 Tägen schlechterdings zugestehen sollte. — Nach Verlauf dieser Frist ward Herr v. Bulgakow zum zweitenmale vorgeladen, und von ihm verlangt, im Namen seiner Monarchin diese Punkte zu unterzeichnen. Auf seine Weigerung, dieses Begehren zu erfüllen, ward er ohne weiters in die sieben Thürme gefangen gesetzt, und zugleich die Kriegserklärung gegen Rußland allen Ministern fremder Mächte zugestellt.

Mehrere europäische Höfe waren bemühet, durch ihre Vermittlung die Ruhe zwischen beiden Mächten herzustellen. Vorzüglich verwendete sich dafür Joseph II., welcher vermög des mit Katharina geschlossenen, und der Pforte schon damals angezeigten Allianztraktats verbunden war, bei dem Ausbruch eines Krieges zwischen der Pforte und Rußland letzterem Reiche auf

alle Art Hilfe zu leisten. Als die Pforte die von Oesterreich geschehenen Vermittlungsvorschläge verwarf, nahm Joseph an dem Kriege seiner Bundsgenossin Katharina und der Pforte unmittelbar Theil; und so geschah auch von Seiten Oesterreichs am 9. Februar 1788 die Kriegserklärung gegen die Pforte. Zur nämlichen Zeit aber, als Katharinens Truppen gegen die Türken kämpften, mußte Sie eiligst einen Theil derselben gegen Schweden senden, da Gustav III. Ihr als türkischer Bundgenosse den Krieg erklärt hatte. Nach abwechselndem Glücke so wohl zu Wasser als zu Land, wurde jedoch zwischen beiden Mächten der Friede zu Werelä 1790 den 14. August hergestellt, und alles blieb in statu quo.

Standhaftigkeit in Unterhandlungen, besonders in billigen Dingen, zeichnete Sie, wie alle diejenigen aus, die ihre Stelle vertraten. Eben dieser männlichen Standhaftigkeit und der Oppositionsparthei im brittischen Parlament, welche den Ministern mit den stärksten Beweisen und allem Nachdrucke zeigte, daß es ungerecht sey, wegen Erhaltung eines geträumten Gleichgewichtes von Europa mit einer Nation Krieg anzufangen, mit welcher man bisher so vor-

theilhaften Handel getrieben hatte, war es zuzuschreiben, daß der Londnerhof mit gemäßigteren Vorschlägen aufgezogen kam. Selbst der Berlinerhof sah es ein, daß Pitt zu rasch gegen Katharina vorgeschritten sey, und daß sich die englische Nation sträuben würde, Rußland anzugreifen, weil durch diesen nicht gut kalkulirten Schritt die Nation mehr zu verlieren, als zu gewinnen hoffen müßte.

Diese Negoziazionen wurden von beiden Seiten mit einer so friedlichen Wendung betrieben, daß man endlich der standhaften Katharina überlassen hat, mit der Pforte nach ihrem eigenen Gutdünken Friede zu machen. Und so kamen im August 1791 zu Gallatz zwischen dem Großvezier und dem Fürsten Potemkin die Friedenspräliminarien zu Stande, nach welchen die Türken an die Russen Oczakow und den dortigen Distrikt am Dniester abtreten, und ihnen die freie Schiffahrt auf dem Dniester bewilligen mußten. Oesterreich hatte schon früher den Frieden abgeschlossen. —

Pohlen, das sich im März 1791 eine neue Konstitution gegeben hatte, war Ihr schon lange verdächtig, aber der Türkenkrieg hinderte Sie, sich gegen selbes zu erklären; nun aber nach geschlossenem Frieden kündigte

Sie 1792 der Republik den Krieg an, und ungeachtet sich der Pohlnische General Kosziusko einige Zeit tapfer hielt, so unterlag er doch endlich dem sieggewohnten fürchterlichen Souwarow. Nunmehr kam die letzte und vollige Theilung Pohlens zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich zu Stand, und der letzte König Stanislaus legte am 25. November 1795 die Krone, die er vor 30 Jahren gerade an dem nämlichen Tage erhielt, feierlich ab.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, warum nicht auch Russische Truppen im Kriege gegen die Franzosen auftraten; jedoch ließ Katharina denselben durch andere Wege die Mißbilligung ihrer gewaltsamen Maßregeln fühlen; und als die Unruhen in Pohlen ganz gedämpft waren, schloß sie mit England einen Traktat, und ließ eine Ihrige Flotte zu jener der Britten stossen, um gegen die Franzosen zu fechten.

Wider Vermuthen brach nun ein Krieg gegen die Persier aus; doch das Ende desselben erlebte diese grosse Frau nicht mehr; denn Sie starb plötzlich am 17. November 1796 im 67. Jahre Ihres Lebens.

Katharina war von mittelmäßiger Größe; Ihre Gestalt, die endlich stark zu werden anfing, zeigte den feinen Wuchs

ihrer Jugend. — Sie erschien bei öffentlichen Handlungen mit vielem Anstande und im Gefühl ihrer Würde: im Privatleben aber war sie die höflichste Frau des ganzen Hofes. — Ihr Geist war mit Wissenschaften geschmückt: ihre Büchersammlung zeigte von ihrer Einsicht und ihrem Geschmacke; und sie selbst hatte sich als Schriftstellerin ausgezeichnet. — Durch ihre weisen Gesetze, die Beförderung des Baues und der Verschönerung so vieler Städte und Dörfer, durch ihre thätige Beschützung der Gelehrten und Künstler, der Handlung, Fabriken und Manufakturen, und durch eine Reihe so vieler andern Thaten hat Sie sich immerwährende Denkmale gestiftet, und nach Jahrhunderten noch wird Ihr Name mit Bewunderung genannt werden.

Buonaparte.

Neapolon Buonaparte ist zu Ajaccio, einem Städtchen und Hafen an der westlichen Küste der Insel Korsika, im August 1769 gebohren. Sein Vater besaß einige Ländereien unweit Ajaccio, wo er zu wohnen pflegte: ein anderer Zweig seiner Familie befand sich im toskanischen Gebiete zu San-Miniato. In Neapolons Geburtsjahre 1769 kam Korsika unter die Oberherrschaft Frankreichs, und der erste Gouverneur, den der König Ludwig XV. auf diese Insel sandte, war der Marquis Marboeuf. Da dieser ein Landgut nahe bei Ajaccio gekauft hatte, welches er bewohnte, so kam er bald in nähere Bekanntschaft mit Neapolons Mutter, und wurde durch ihre Schönheit und vortrefliche Geistesbildung so sehr gefesselt, daß er der ganzen Familie seine Zuneigung und Liebe schenkte.

Marboeuf brachte es durch seine Verwendung dahin, daß Buonaparte 1779 in

seinem 10. Jahre nach Brienne im ehemaligen Champagne in die königliche Kriegsschule kam. Unter 150 Zöglingen lebte er hier wie einsam, zeigte gegen keinen seiner Kameraden einige Vorliebe, und nahm auch an ihren Ergötzlichkeiten und Spielen keinen Theil. Erschien er ja, so kam er nur um ihnen den Text zu lesen, und da er mit seinen finstern Vorstellungen und Ermahnungen zuweilen Spott verband, so entstund manches Handgemenge.

In Sprachen machte er Anfangs keine grossen Fortschritte, aber mit desto anhaltenderm Eifer studirte er Mathematik, Befestigungskunst und Taktik, vorzüglich Geschichte, aus der er sich die grossen Männer des Alterthums zu Mustern gewählt zu haben scheint. — Buonaparte liebte die Einsamkeit. Jeder der Zöglinge hatte einen Theil des Gartens erhalten um da zu pflanzen was er wollte; er zwang zwei seiner Nachbarn ihm ihren Antheil zu überlassen, und nun umpflanzte er sein Gebiete mit Bäumen, deren er mit solcher Sorgfalt pflegte, daß sie in zwei Jahren schon ziemlich dik waren, und umgab seinen Garten mit Pallisaden, die den Zugang erschwerten. Er glich einer befestigten Einsiedelei, und wehe dem Neugierigen oder Schäcker, der

seine Ruhe störte! Wüthend kam er aus seiner Freistätte um die Belagerer anzugreifen, warens ihrer auch noch so viele.

Die jungen Zöglinge waren in Kompagnien eingetheilt, und wählten ihre Offiziere unter sich. Buonaparte ward Anfangs Kapitän, aber bald fand es der kleine Kriegsrath nicht gut, von demjenigen kommandirt zu werden, der ihrer Liebe nicht achtete und entsetzte ihn seiner Stelle. Er ließ es nicht merken, ob und wie sehr ihn dieß verdroß. Von dieser Zeit an weiheten sie ihm ihre Freundschaft wieder: auch er fing itzt an den Werth der Zuneigung anderer zu fühlen, mischte sich nun von Zeit zu Zeit in ihre Spiele, und erhielt dadurch das Recht selbst einige anzugeben. Nun ordnete er olympische Wettspiele und amphitheatralische Kämpfe an, dieß gefiel dem jungen Volke, und der finstere bisher einsiedlerische Buonaparte ward einmüthig zum — Direkteur der Ergötzlichkeiten gewählt!

Gegen Ende 1785 verließ Buonaparte die Kriegsschule zu Brienne und wurde in die Pariser versetzt: hier widmete er sich besonders der Artillerie. Da aber 1786 Marboeuf gestorben war, so kehrte er bald hernach mit seinem Bruder Joseph, der itzt Mitglied des Raths der 500 ist und vor-

her Gesandter in Rom war, zu seiner Mutter nach Korsika zurück. Sein Vater war schon im Jahre 1783 gestorben, und hatte ausser ihm und seinem Bruder Joseph, noch zwei Söhne und zwei Töchter hinterlassen. Da die Revoluzion in Korsika sich ausbreitete, wurde er zum Kommandanten eines Bataillons Nazionalgarden zu Ajaccio im Jahre 1790 ernannt. Hier lebte er ausserordentlich mässig und eingeschränkt; hielt sich nur an einige Menschen, unter denen auch der bekannte Volney war, der sich damals in Korsika befand, um in dieser Insel die Anpflanzung westindischer Produkte einzuführen.

Als im Jahre 1792 das Kriegsfeuer an den Gränzen Frankreichs ausbrach, war er als Artillerie-Lieutenant bei der Armee des Generals Montesquieu, die in Savoyen einfiel; blieb aber nicht da, sondern zog bald mit seinem Regimente nach Nizza. Im folgenden Jahre 1793 wurde er Artillerie-Hauptmann. Bald darnach wurde von dem Nazionalkonvente in Paris eine Anklage wider den Korsikaner General Paoli dekretiret. Dieses verursachte eine Spaltung unter den Korsikanern selbst: einige waren für Paoli, die andern waren wider ihn; unter den letztern war die Familie des Buonaparte, welche demnach um Unannehm-

lichkeiten auszuweichen die Insel verließ, und nach Frankreich zog, wo sie in einer Entfernung von 6 Meilen vor Toulon ihre Wohnung aufschlug.

In eben diesem Jahre wurde die Stadt und die Festung Toulon von den mit Spaniern und Italienern verbundenen Engländern eingenommen. Die Franzosen wandten alle Mühe an, die Stadt wiederum zu erobern. Von allen Seiten wurden Soldaten herbeigezogen, und strömten auch Freiwillige herzu, dieses zu bewirken. Toulon wurde im Christmonathe förmlich belagert. Bei der Belagerung befanden sich zwei Konventskommissarien Salicetti, ein Anverwandter des Buonaparte, und Barras, der nachmals einer der fünf ersten Directoren geworden ist. Diese ernannten ihn zum General der Artillerie. Er leitete alle Angriffe auf die Redouten, welche um die Stadt herum gesetzt waren, und zu ihrer Vertheidigung dienten; und trug also das meiste zur Wiedereroberung dieser Stadt bei. Er wurde hierauf im Jahre 1794 Brigade-Chef, und zu Anfange des Jahres 1795 Brigade-General bei der italienischen Armee.

Hier muß ich meinen Lesern die Bedeutung der eben angeführten Wörter, welche die Generalitäts-Chargen in Frankreich

bezeichnen, erklären. Eine Halbbrigade besteht aus 3000 Mann; der, welcher sie kommandiret, heißt Brigade=Chef; wer zwei Halbbrigaden, das heißt, eine ganze Brigade kommandirt, wird Brigade=General genannt. Zwei Brigaden zusammen in Verbindung mit zwei Reiterregimentern, und zwei Kompagnien Artillerie, heissen eine Division, und ihren Kommandanten nennet man Divisions=General; daß also eine Division aus beiläufig 14000 Mann besteht. Die Charge eines Divisions=Generals ist die oberste Stuffe der Generalität auffer dem Obergeneral, oder Kommandirenden en Chef, der nur im wirklichen Kriege ernannt wird.

Bald nach seiner Erhöhung zum Brigade=General wurde er von dem bei der italienischen Armee angestellten Konvents=Kommissare Beffroi als Terrorist arretiret; man durchsuchte seine Papiere, und fand bloß militärische Aufsätze, und eine ganz unschädliche Korrespondenz. Man weiß aber auch die eigentliche Veranlassung zu seiner Arretirung nicht. Weil er nun für unschuldig war befunden worden, ließ man ihn los: jedoch verbreiteten darüber mehrere Journalisten böse Gerichte von ihm, und gaben vor, Buonaparte würde vom Artillerie=Korps entfernet, und zur Infanterie versetzet wer=

den. Er ging nach Paris, um sich wegen solcher, seinem Ruhme so nachtheiligen Nachrichten zu beschweren. Der Wohlfahrtsausschuß hatte damals die eigentlichen Regierungsgeschäfte über sich, und die das Militärfach betreffenden Geschäfte besorgte in selbem Aubry. Von diesem konnte Buonaparte nichts erlangen; wodurch er mißmuthig wurde, und um Erlaubniß anhielt, sein Vaterland verlassen, und nach Konstantinopel reisen zu dürfen.

Allein einige Glieder des Konvents kannten seine militärischen Kenntnisse und Talente, sie wußten, daß er gerade jene Gesinnungen habe, die sie einem jeden Franzosen einzuflössen wünschten: daher wurde er ersucht, in Paris zu bleiben, und seine Dienste seinem Vaterlande ferner zu widmen. Er folgte dem Rufe, und blieb. Im October dieses Jahres gab es unruhige Auftritte sowohl in einigen Departementen, als auch vorzüglich in der Hauptstadt selbst bei Gelegenheit der Erneuerung des gesetzgebenden Körpers; da viele Sekzionen mit dem Beschlusse, daß nur ein Drittel desselben erneuert werden, die übrigen zwei Drittel aber in ihrer Wirksamkeit bleiben sollten, nicht zufrieden waren, und denselben mit Gewalt zu hintertreiben suchten. Der Nazionalkon-

vent war sowohl auf die Durchsetzung seines Beschlusses, als auch auf seine Sicherheit bedacht, und rief daher jene Generale zu seiner Sicherheit herzu, auf die er sich seiner Meinung nach verlassen konnte. Unter diesen war auch Buonaparte. Er hatte die Brücke, Pontneuf genannt, zu vertheidigen, und vertheidigte sie so gut, daß die bewaffneten Leute jener Sekzionen, die dem Konvente sich auf einer Seite der Seine widersetzten, sich mit denen, die auf der andern Seite waren, nicht vereinigen konnten.

Da hierauf der gesetzgebende Körper nach dem vorgeschlagenen Projekte regulirt war, und das vollziehende Directorium sein Amt auszuüben angefangen hatte, wurde Buonaparte zum Lohne seines Betragens im Monate October von dem Directorium, bei dem Barras sein vorzüglicher Freund war, zum Divisions-Generale, und zum obersten Anführer der Armee im Innern ernannt. Jedoch auf diesem Posten blieb er nicht lange; er wurde in den ersten Tagen des Jahres 1796 zum obersten Anführer (General en Chef) der Armee in Italien ernannt. Einige seiner Freunde waren auf ihn seiner grossen Jugend wegen mißtrauisch; sie besorgten, die Geschäfte in Italien möchten für ihn zu schwer seyn, und er möchte nicht

hinlängliche Eigenschaften haben, denen unter dem Waffengeklirre grau gewordenen Generalen des Kaisers genugsamen Widerstand zu leisten. Allein er ließ sich nicht irre machen; behielt die angebothene Stelle, und bereitete sich gehöriger Massen zur Abreise nach Italien vor. Doch ehe er seine Reise antrat, zeigte er, daß er nicht dem Mars allein Opfer bringen wolle; sondern auch ein Verehrer der Göttin Juno sey: er heurathete die schöne und reiche Wittwe des durch die Guillotine hingerichteten Generals Beauhornois. Nach den Feierlichkeiten der geschlossenen Ehe eilte er nach Italien.

In den letzten Tagen des Märzmonates traf er bei der italienischen Armee ein, die bei 60000 Mann stark war, aber an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litt. Er wußte, daß die Franzosen im Stande der Ruhe Sittlichkeit und Tapferkeit verlöhren; er suchte sie daher sogleich in Bewegung zu bringen, mit dem Vorsatze, ihnen unaufhörliche Beschäftigungen zu verschaffen. Kurz vor dem Anfange der Kriegsoperazionen hielt er Musterung über die Armee. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, immer kurze Anreden an die Mannschaft zu halten, die er allzeit so einrichtete, wie er sie für die Gemüthsstimmung der

Franzosen, deren Charakter er genau kannte, zuträglich hielt. So war auch seine erste Anrede bei gedachter Musterung kurz, den Umständen angemessen. „Es fehlet euch ja „an Allem, Brüder! öffnet euch den „Weg nach Mailand, so habt ihr alles im „Ueberflusse."

Die Oesterreicher fingen den Feldzug an; sie hatten anfänglich einige Vortheile; am 11. hatten sie schon alle französischen Schanzen bis auf eine überwältiget. Diese stand zu Montereggino, war mit 1500 Mann besetzt, und wurde von einem Brigade-Chef kommandiret. Dieser ließ, da er sah, daß die Oesterreicher mit grosser Tapferkeit angriffen, seine Mannschaft schwören, daß sie lieber alle sterben, als die Schanze übergeben wollten. Der Schwur wurde so pünktlich gehalten, daß die Oesterreicher ungeachtet eines dreimaligen wüthenden Angriffes die Schanze nicht überwältigen konnten. In der Folge fiel Buonaparte denselben in den Rücken und die Flanke, und zwang sie ihre Stellung bei Dego wiederum zu nehmen. Den folgenden Tag zog er noch mehrere Verstärkungstruppen aus dem südlichen Frankreich an sich, griff die Kaiserlichen bei Dego an; hatte anfänglich einen nicht

ge-

geringen Verlust; zog aber während des Gefechtes frische Mannschaft an sich, und setzte sich dadurch in den Stand die Oesterreicher bis Acqui zurückzudrängen. Ferners umzingelte er den k. k. General Provera mit Uebermacht, der sich aber in die Ruinen des alten Bergschlosses Cosseria zog, dasselbe verschanzte, mit unbeschreiblichem Muthe sich vertheidigte, einen grossen Schaden den Franzosen zufügte, und ihnen drei Generale tödtete, sich aber dennoch den andern Tag ergeben mußte.

Von da eilte Buonaparte auf den linken Flügel seiner Armee; griff unvermuthet die Sardinier an, und nahm den wichtigen Posten von Santjago ein, der das Thal von Bormida beherrschet; ließ die Oesterreicher, die schon wiederum vorrückten, durch eine Abtheilung seiner Truppen zurückdrücken, und trennte sie auf diese Art von den Sardiniern, welches ein Hauptzweck seiner vorhergehenden Unternehmungen war. Hierauf schlug er wiederum die Sardinier bei Ceva und Mondovi, und verfolgte sie auf allen Seiten. Bei Ceva überliessen sich die französischen Soldaten einer grausamen Mordsucht; er aber eilte hinzu, geboth den Wüthenden Schonung gegen die, die sich

gefangen geben wollten, und machte dem Blutbade ein Ende. In der Verfolgung der Sardinier standen ihm die Festungen Coni, Saluzzo und andere befestigte Oerter im Wege: allein er hielt sich bei ihnen nicht auf, sondern ging sie vorüber; eilte gerade gegen Turin zu, um den alten König zu einem schnellen Frieden zu zwingen. Er rückte wirklich an; seine Kanonendonner erschütterten schon von ferne her die Mauern von Turin; alles war mit Schrecken und Bangigkeit erfüllet; Leidenschaften der Bewohner wurden beweget, und der König trug einen Waffenstillstand an. Der erste Antrag wurde von Buonaparte verworfen, und dagegen ein zweiter beschlossen, der mehr nach dessen Geschmacke, mehr zum Nutzen Frankreichs eingerichtet war. Dieses geschah am 28. April.

Die Oesterreichischen Truppen waren dadurch veranlasset sich zurückzuziehen; stellten sich aber am 7. Mai der ihnen auf dem Fusse nachfolgenden feindlichen Kriegsmacht entgegen, hatten am 8. ein hitziges Gefecht; Buonaparte verlohr nicht wenige Mannschaft, die theils getödtet, oder verwundet, theils gefangen wurde: er setzte aber dennoch, durch die Menge seines Heeres gesichert in Schiffen über den Po. Am 9. schloß

er einen Waffenstillstand mit dem Herzog von Parma und Piazenza. Den 10. wollte er um nach Mailand zu kommen, über den Fluß Adda setzen. Die Oesterreicher setzten aus 30 Feuerschlünden von dem andern Ende der über 200 Schritt langen Brücke bei Lodi ein mörderisches Feuer entgegen. Buonaparte hielt einen Kriegsrath; die Generale stimmten alle dafür, daß man den Uebergang nicht wagen sollte; er aber sprang auf, und rief: „Lasset uns doch angreifen, ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich!“ Er ließ zu dem Anfange der Brücke 2 Kanonen aufführen, formirte eine Kolonne, ritt durch die Glieder, hielt eine Anrede, und ließ zum Angriffe schlagen. Die Kolonne stürzte mit Wuth auf die Brücke, Gliederweise fielen die Krieger todt nieder, die übrigen stutzten, machten Halt. Hier sprengte der General Berthier an ihre Spitze, rief: „Mir nach, meine Freunde!“ Ihm folgten Massena und andere Generale, und eine fürchterliche Kolonne stürzte über die Leichen ihrer Brüder, wurde von Nachfolgenden fortgedränget, und auf solche Art der Uebergang erzwungen.

Nun eilte Buonaparte auf Mailand zu; zog am 15. in diese Hauptstadt der

österreichischen Lombardie ein, hielt an die Bürger der Stadt eine kurze und rührende Anrede, bei der man aber selbst nach dem Zeugnisse französischer Autoren die Richtigkeit mancher Gedanken bezweifeln kann. Bald darnach errichtete er einen Waffenstillstand mit dem Herzog von Modena. Am 20. erließ er eine Proklamazion an seine Truppen, in der er sie mit vielem Nachdrucke zu mehreren Beweisen der Tapferkeit, und des kühnen Muthes anfeuerte. Buonaparte wollte nun wiederum das österreichische Heer bekämpfen: allein im Mailändischen brachen Unruhen aus; man wollte die neue Ordnung der Dinge nicht annehmen, man setzte Gewalt entgegen; Buonaparte eilte mit seiner Macht zurücke. In Binasko schoß man auf die Franzosen, diese geriethen in Wuth; der Obergeneral, so entfernt er sonst von Grausamkeit ist, ließ den Ort in Brand stecken, und die Anführer erschiessen. Grösseren Widerstand erfuhr er in Pavia; aber auch hier wurde schreckliche Rache genommen. Ueberall war er selbst, und predigte theils mündlich theils durch Proklamazionen Eintracht, Ordnung, und Verzeihung; insbesondere forderte er die Geistlichkeit auf, das Volk zur Ruhe und zum Gehorsam zu ermahnen.

Er reiſete wiederum zur Armee durch Mailand. Bei dieſer Gelegenheit rekognoszirte er die Zitadelle, die noch immer von k. k. Truppen beſetzt war, und wagte ſich nahe an die Mauern. Schnell ſtürzten eine Anzahl Kroaten auf ihn los, und würden ihn gewiß gefangen haben, wenn nicht die Eskadron Huſaren, die nicht weit von ihm waren, ihm zu Hilfe geeilet wäre. Dieſes Kaſtel ergab ſich aber dennoch am 19. Junius an die Franzoſen, nachdem vorher die öſterreichiſche Hauptarmee ins Tirol war zurückgedrücket worden; Mantua aber war von den Franzoſen nur blockirt. In das gebirgige Tirol konnte keine ſo groſſe Macht der Franzoſen vordringen, daß die ganze Armee wäre beſchäftiget geweſen: daher ließ Buonaparte einen Theil derſelben in die päbſtlichen Staaten einrücken; nahm Bologna und Ferrara ein, und erklärte ſie für frei und unabhängig. In Ferrara fand er 400 päbſtliche Soldaten, die er aber frei entließ, mit der Erklärung, daß er für ſie nichts als ein Gemälde verlange. Er drohte nach Rom zu marſchieren, und durch dieſe Drohung erſchreckt, trug der Pabſt ihm einen Waffenſtillſtand an, der auch am 23. zu Bologna war geſchloſſen worden

Nebst den kriegerischen Unternehmungen verlangte er von dem vollziehenden Direktorium, daß es ihm Gelehrte und Kunstkenner zuschicken sollte, welche die kostbarsten Stücke der Maler und Bildhauerkunst in den Städten und Ländern, die er durchzog, oder mit denen er Waffenstillstand machte, durchsuchen, und jene wählen sollten, welche für Frankreich schicklich wären, um sein Vaterland mit selben zieren zu können. Die Mailänder und Bewohner von Pavia, ermahnte er ihre Schulen zu öffnen, und die Universität im letzteren Orte, ihre Vorlesungen wiederum anzufangen; er lud auch Gelehrte unter mannichfaltigen Verheissungen ein sich nach Frankreich zu begeben. An die Tiroler hatte er in diesem Monate gleichfalls eine Proklamazion erlassen, in der er diesen guten Bewohnern rauher Berge und steiler Felsen schöne Sachen verhieß, die aber ungeachtet seiner Verheissungen auch in andern Ländern von denen, die er befehligte, nicht geleistet wurden: daher sie auch hier wenig Eingang fanden.

Im Monate Julius ließ er die Belagerung von Mantua anfangen, nachdem vorher drei gewagte Stürme abgeschlagen wurden. Unterdessen war der F. M. Wurm-

ser mit einer Verstärkung in Tirol angekommen, und rückte gegen das Ende des Monates heraus um Mantua zu entsetzen. Buonaparte war hier in Verlegenheit; er war vom F. M. Wurmser von Vornen angegriffen, und im Rücken vom F. M. L. Quosdanovich bedroht. Er hob sodann die Belagerung den 1. August auf, ging mit Eile dem F. M. L. entgegen, und sobald er denselben ins Tirol gedrückt hatte, wandte er sich wiederum gegen dem Feldmarschall Wurmser, und drückte auch diesen durch seine Uebermacht zurück; der sodann Anstalten machte Tirol zu decken, und von dem feindlichen Einfalle zu sichern. Buonaparte aber ließ die Festung Mantua nun vom Neuen blockiren. F. M. Wurmser wollte wiederum der blockirten Stadt zu Hilfe eilen, er rückte alsogleich vor; zog sich aber nach einer unglücklichen Schlacht, die am 4. September bei Roveredo geliefert war, nach Bassano; wurde von dem österreichischen Hauptkorps abgeschnitten, und genöthiget, sich mit dem Reste seiner Truppen in die Festung Mantua zu werfen. Buonaparte rückte gegen Tirol vor, und erließ eine neue Proklamazion an die Tiroler, die aber keine bessere Wirkung machte, als die vorhergegangene.

Ein neues österreichisches Truppenkorps formirte sich bei Görz. F. Z. M. Alvinzy rückte gegen Verona vor, und wollte sich mit dem F. M. L. Davidovich vereinigen. Buonaparte setzte sich ihnen entgegen. Zwei Tage lang, den 15. und 16. wurde blutig gestritten. Bei Arkole wollten die Franzosen nicht vordringen, Buonaparte rief ihnen zu: „Wie! seyd ihr die Sieger von Lodi?“ Dieses war wirksam: allein neue entgegen kommende Kugeln zu hunderten verbreiteten den Tod auf allen Seiten. Nun stieg Buonaparte vom Pferde, riß eine Fahne an sich, schrie den Grenadieren zu: „Folget eurem Generale!“ Sie fielen mit Muth gegen die Oesterreicher; und dennoch mußten sie der Standhaftigkeit, und dem mörderischen Feuer derselben weichen. Buonaparte wollte sein Vorhaben aufgeben: allein General Guyeux setzte mit einer Kolonne von 2000 Mann besser unterhalb über die Etsch, und kam endlich nach vielem Umwege Abends um 6 Uhr unvermuthet in den Rücken von Arkole, und dadurch kam der Sieg auf die Seite der Franzosen. Sie nahmen das Städtchen ein, verliessen es aber bei der Nacht wieder. Von dieser Schlacht sagt der Obergeneral selbsten: „Sie war ein „Kampf auf Leben und Tod. All: Generale

„und Offiziere vom Stabe haben eine Bra-
„vour ohne Beispiel gezeigt; bis 15 sind
„getödtet, und es ist nicht einer, dessen
„Kleider nicht von Kugeln durchlöchert
„wären."

Den 17. schlug der F. M. L. Davidovich ein französisches Korps bei Rivoli. Buonaparte eilte den Geschlagenen zu Hülfe, und entriß den Kaiserlichen ihre errungenen Vortheile. Hierauf zog er Verstärkung an sich, um den Fall von Mantua zu beschleunigen. Im Anfange des Jahres 1797 rückten die österreichischen Truppen abermal vor; wurden aber am 14. Januar wiederum geschlagen. Nur General Provera drang über die Etsch, und näherte sich der Festung Mantua; er unterredete sich mit dem F. M. Wurmser, und griff am 16. Früh um 8 Uhr die Franzosen an. Der Kampf dauerte mit beispielloser Thätigkeit bis 12 Uhr. Da nun die Munizion verschossen war, verlangte Buonaparte, die Oesterreicher sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Provera wies mit Unwillen den Antrag ab, und sagte: „Wir sind Kriegsgefangene, wollen
„auf unser Ehrenwort entlassen werden, und
„unser ganzes Gepäck behalten. Will man
„dieses Bedingniß nicht annehmen, wohlan!
„so schlagen wir uns mit Bajonetten."

Buonaparte hatte Gefallen an dieser Entschlossenheit, bewilligte alles, nahm den Gen. Provera mit sich nach Verona, und sagte zu ihm: „Wahrhaftig, meine Lage „würde mißlich seyn, wenn alle Generale „ihnen glichen."

Von Verona aus begab sich der junge Held Buonaparte nach Bologna, in das ehemals päbstliche Gebieth: weil der Pabst den 8ten und 9ten Artikel des mit der französischen Regierung unter spanischer Vermittlung geschlossenen Waffenstillstandes nicht begnehmigte; er erließ zwei Manifeste, griff die päbstlichen Soldaten bei Cenio am 2. Februar an, und zerstreute sie; da diese nun überall davon liefen, so besetzte er nach und nach die Landschaft Romagna, das Herzogthum Urbino, die Mark Ankona. Zu Faenza wurden zwar die Thore vor den Franzosen geschlossen. Buonaparte aber ließ die Thore einschiessen, schonte die Einwohner, und schickte ihnen 50 gefangene päbstliche Offiziere zu, die ihnen die Folgen ihrer Widersetzlichkeit begreiflich machen sollten.

Zu gleicher Zeit schloß er mit dem F. M. Wurmser, der nun, von Natur und Menschheit aufgefordert, Mantua übergab, eben am 2. eine für die Oesterreicher ehrenvolle Kapitulazion; von dem er selbst in seinem Amts-

berichte an das französische Directorium gesteht, daß er unaufhörlich so viel Muth und Standhaftigkeit gezeiget habe, daß er in der Geschichte aufgezeichnet zu werden verdiene, daß er bei allen Ausfällen aus Mantua immer an der Spitze seines Heeres gestritten habe, daß er ein grosser, aber in diesem Jahre unglücklicher Mann gewesen sey. Weil aber unterdessen der ebenfalls berühmte Erzherzog Karl mit einer nicht geringen Heeresmacht zwischen dem Tagliamento und der Piave stand, so eilte Buonaparte mit dem Pabste Frieden zu machen; besonders da er am 12. ein ganz friedliches Schreiben von Pius VI. erhalten hatte, in dessen verbindlicher Beantwortung er den Pabst vor gewissen Personen in Rom warnte, die Frankreichs Feinde wären, und vieles Ungemach verursachten. Buonaparte schrieb nun zum zweiten Male an den Kardinal Mathäi, und durch dessen Bemühung wurde auch der Friede zwischen Rom und Paris am 19. Hornung abgeschlossen.

Nun wandte er sich nach einer Proklamazion an seine Soldaten wiederum gegen die Oesterreicher, gieng über die Piave am 12. März, und am 16. bei Concordia über den Tagliamento ohne Brücke, wo sein Pferd in eine Vertiefung sank, und er

sich nur durch Schwimmen rettete; bei Tarvis wurde hoch über den Wolken eine mörderische Schlacht geliefert; auch der kleinste Strich Landes kostete ihm viel Menschenblut, bevor er ihn erhalten konnte. Die Franzosen waren, nach einer vorhergegangenen Proklamazion an die Landeseinwohner, durch verschiedene Mittel in Kärnten ausgebreitet, und bis nach Steiermark vorgedrungen. Den 31. März schrieb er an den Erzherzog Karl einen Brief, worin er den Antrag zum Frieden machte. Den 7. April wurde hierauf ein Waffenstillstand geschlossen, und den 18. früh um 2 Uhr darnach die Friedenspräliminarien zu Goes, einem Schlosse in Obersteiermark, eine halbe Stunde von Leoben entfernt, unterschrieben. Drei Artikel waren festgesetzt: 1) daß der Kaiser und König von Böhmen und Ungarn Verzicht thut auf Belgien; 2) daß die Gränzen Frankreichs jene seyn sollten, welche durch die Gesetze der französischen Regierung festgesetzet sind; 3) daß eine Republik in der Lombardie sollte errichtet werden.

Während dem, daß Buonaparte in Kärnten und Steiermark bedacht war, am Frieden zu arbeiten, und die venezianischen Unterthanen, die um Bergamo

wohnten, sich frei zu machen bestrebten, erschien unter dem Nahmen des Oberaufsehers (Proveditor) des festen Landes von Venedig eine Kundmachung, in der alle getreuen Unterthanen aufgefordert wurden, mit gewaffneter Hand die Ruhestöhrer zu verfolgen. Hierauf wurden die auf dem festen Lande von Venedig zerstreut liegenden Franzosen grossen Theils ermordet; man schonte selbst der Kranken in Spitälern nicht. Sobald Buonaparte dieses hörte, schrieb er an den Doge von Venedig, von Judenburg aus am 9. April; nach geschlossenen Friedenspräliminarien mit Oesterreich zog er seine ganze Armee zurücke, und besetzte mit Ende Aprils und Anfange des Mai das ganze venezianische Gebieth, und ließ Venedig, so gut es das Meer zuließ, umringen. Am 3. Mai machte er ein geschärftes Manifest wider die venezianische Regierung bekannt, und befahl dem Französischen Gesandten bei der Republik Venedig, diese Stadt ohne weitere Umstände zu verlassen; den Divisionsgeneralen aber, die venezianischen Truppen, wo sie immer dieselben finden würden, feindlich zu behandeln.

Sobald dieses Manifest in Venedig bekannt war, ließ der Doge den Sena

ausserordentlich zusammen rufen, der nach langem Ueberlegen erklärte: die gegenwärtige Regierungsform sey dem Volke lästig, und könne nichts Gutes mehr thun. Hierauf legten alle Senatoren ihre Stellen nieder, und übergaben die Regierung einer Kommission, die Buonaparte ernannte. Den 13. Mai machten einige Freunde der vorigen Regierung noch einen Versuch, die alte Ordnung der Dinge wiederum herzustellen: allein ihr Bemühen war fruchtlos. Sie suchten dem Doge die Regierung wieder zu übergeben, er war aber nirgends mehr zu finden. Am 14. zogen auf Befehl des Buonaparte französische Soldaten in Venedig ein.

Nach geschlossenen Präliminarartikeln gieng er nach Mailand, um daselbst verschiedene Anstalten und Einrichtungen wegen der neuen italiänischen Republik, die sonst in unsern Gegenden die cisalpinische, in Frankreich die transalpinische genannt wird, und die ihr Entstehen und Reguliрung ihm vorzüglich zu verdanken hat, zu treffen. Von da aus ließ er scharfe Befehle gegen jene französische Agenten ergehen, welche sich verschiedene Sachen in Venedig unter mancherlei Vorwande zugewandt zu haben, beschuldigt wurden. Er begab sich nach Montebello, bei Mailand,

von wo aus er sowohl die Geschäfte der cisalpinischen Republik, die sich ganz nach seinen Befehlen richtete, als auch die in Genua ausgebrochene Revolution leitete. Den 8. Junius befahl er dem Verwalter der Französischen Armee in Italien, mit Nahmen Haller, den auf die Güter der venezianischen Adelichen in der Terra ferma gelegten Beschlag alsogleich aufzuheben, und den Eigenthümern alles zurück zu geben. Am 10. erließ er eine Verordnung, in der er die Gränzen des Herzogthums Parma bestimmt, und sowohl den Cisalpinern, als auch den Franzosen befiehlt, die Unterthanen des Herzogs von Parma nicht zu beunruhigen. Bald darauf erhielt er eine Deputazion von einigen Familien der Republik Lukka, die von ihm ebenfalls die Einführung der demokratischen Regierung verlangten. Am 2. Juli proklamirte er im Namen des französischen Directoriums die Unabhängigkeit der cisalpinischen Republik, und ernannte für dieses Mal auf ein Jahr die Glieder des vollziehenden Directoriums und des gesetzgebenden Körpers, die aber nach Verlaufe eines Jahres durch Volkswahlen sollten ersetzet werden. Unterdessen vertrat Buonaparte noch eine Zeit lang den

gesetzgebenden Körper ganz allein, so lange die Glieder desselben nicht eingetreten waren.

Da im Piemontesischen Unruhen ausbrachen, und sich selbst in die sardinische Lombardie erstrekten, so hatte zwar der König von Sardinien sich denselben mit seiner Kriegsmacht widersetzet; zugleich aber auch den General Buonaparte ersuchet, ihm Beistand zu leisten, welches derselbe alsogleich versprochen, aber auch sein Verheissen getreu erfüllet hatte. Am 20. August reisete er gegen Udine, um das Geschäft des Definitiv-Friedens zwischen dem Kaiser und der französischen Republik zu Stande zu bringen; am 27. kam er zu Passeriano bei Udine an, und begab sich am 29. in die Stadt selbsten. Von hieraus hat er verschiedene Verfügungen der provisorischen Regierung der Stadt Venedig, und der Terra ferma di Venezia aufgehoben, und abzuändern befohlen. Er befahl die in dem Gebiethe der cisalpinischen Republik liegende Maltheser-Güter als Nazionalgüter zu betrachten und zu verkaufen. Ferner ordnete er an, daß der dritte Theil der Offiziere der cisalpinischen Republik aus Franzosen, bei der pohlnischen Legion aber nur der vierte Theil bestehen solle.

Am

Am 17. Oktober schloß er endlich im Namen der französischen Republik mit Sr. Majestät dem Kaiser als Könige von Hungarn und Böhmen zu Campo formido bei Udine, den Definitivfrieden, der aus 25 Artikeln bestand, ohne die geheimen Artikel. Er hat hierauf am 18. die Friedensartikel durch den General Berthier und den Künstler Monge nach Paris geschicket, und ist 10 Tage später nach Mailand abgereiset, wo ihm zur Bezeigung ihrer Dankbarkeit die cisalpinische Republik das Lustschloß Montebello als sein Eigenthum angebothen hat. Von da aus schrieb er an das vollziehende Direktorium, um von selbem die Erlaubniß zu erhalten, daß er auf irgend einem Flecke der Erde ohne fernere Bestimmung in Ruhe leben könne: allein er erhielt zur Antwort, das Vaterland rechne noch auf seine Dienste, indem es noch einige Feinde habe, wider die man dieselben brauchen müßte; auch sey er zum Präsidenten der Gesandtschaft zu Rastadt zur Schliessung eines endlichen Friedens zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik ernannt.

In einer Proklamazion vom 12. November hatte er sich gewisser Massen von

der cisalpinischen Republik beurlaubt, und ihr den Schutz der französischen Republik verheissen. Am 17. ist er über Turin nach Rastadt abgegangen, wo er am 25. unter Bedeckung von k. k. Husaren angekommen ist. Den 1. Dezember ging daselbst die Auswechslung der Ratifikazionen vor sich. In der folgenden Nacht ging Buonaparte mit der Ratifikazion des Kaisers in Begleitung des General Berthier und seines Generalstabs nach Paris ab. Hier will ich die ordentliche Erzählung der Handlungen dieses jungen, aber thätigen und berühmten Mannes, Kriegers und Staatsbürgers schlüssen, abwarten, was mit ihm und von ihm weiter geschieht, und nur von seinen Eigenschaften überhaupt etwas melden.

Sein ganzes Betragen ist immer ernsthaft und still; sich allein überlassen ist er nachdenkend und zur sanften Melancholie geneigt; von einem wie vom andern giebt er sogar Merkmale, auch oft ohne daran zu denken, vor anderen; in grossen Gesellschaften spricht er wenig, aber bestimmt und deutlich; im Kreise vertrauter Freunde werden seine Gespräche lebhafter und angenehm. Zu Gegenständen derselben wählt er gern Philosophie und politische Sätze. Politik und Kriegskunst sind seine Lieblings-

materien. Als Politiker ist er ganz eingenommen für die Demokratie; aber ganz abgeneigt von grausamen Mitteln sie empor zu bringen. Als Soldat ist er unerschrocken und kaltblütig in Gefahren, entschlossen in bedenklichen Fällen, ausharrend bei entgegengesetzten Hindernissen, kühn im Entwurfe seiner Plane, und gegenwärtig, wo seine Gegenwart nothwendig ist. Die Soldaten liebt er, wie seine Kinder, und bewirkt dadurch, daß sie in seiner Gegenwart auch zehenfachen Tod nicht scheuen.

Sein ganzes Betragen ist moralisch schön. Seiner Gattinn blieb er stäts getreu, und da man ihm in einigen Orten Italiens die schönsten Mädchen darstellte, um ihn zu verführen, und dadurch den Soldatengeist in ihm abzustumpfen, so ließ er seine schöne und geistreiche Gemahlinn zu sich kommen, um dadurch alle Bemühungen seiner Widersacher zu vereiteln. Er litt aber auch von seinen Untergeordneten keine Ausschweifungen, und bestrafte sie ernsthaft; belohnt im Gegentheile die, welche sich wohl verhalten. Am 13. Mai 1797 war ein Soldat in Gefahr zu ertrinken; ein Soldatenweib schwamm ihm nach und rettete ihn. Buonaparte schenkte ihr eine goldene Halskette.

Menschenliebe, Duldsamkeit und Schonung sind Charakterzüge seiner Seele. In Bologna war ein französischer Priester, der lieber sein Vaterland verlassen, als den vorgeschriebenen Eid leisten wollte, und hier bei einer mildthätigen Frau seinen Unterhalt hatte. Da die Franzosen in die Stadt einzogen, befahl diese Frau ihrem Gaste ihr Haus zu verlassen. Er ging schnurgerade zum Obergeneral selbsten, und bat ihn, vor der Fronte ihn erschiessen zu lassen: weil er als eidscheuer Priester nun nicht mehr wußte, woher er seinen Unterhalt haben sollte. Buonaparte sagte zu ihm: „Gehen sie nur „wieder zu ihrer Dame, und sagen sie ihr „nebst meinem Grusse, ich schicke sie als „Sauvegarde in ihr Haus, weder Sie, „noch die Dame werden etwas zu befürchten „haben." Selbst gegen die Spione, die sonst überall mit dem Tode bestraft werden, war er nachsichtig. Als einer einstens gefangen wurde, und schon von dem Kriegsrathe zum Tode verurtheilet worden war, schenkte ihm Buonaparte die Freiheit; ließ ihm alle seine Linien zeigen, und sagte ihm: er liesse jedermann seine Dispositionen sehen, und habe vor Niemanden Geheimnisse.

Er wollte nicht zugeben, daß sein Bruder eine ansehnliche Stelle bei der Armee

bekleide; und selbst, da derselbe von einem Minister in Paris ein vorzügliches Amt erhalten hatte, so schrieb er dem Minister, und bat ihn, seinen Bruder in seine Vaterstadt zu schicken, und die Stelle einem andern zu verleihen, der es mehr verdiente. Da er das Mailändische durchreisete, ersuchte er den Erzbischof ihn zu begleiten. Auf dem Wege trafen sie oft auf zahlreiche Volkshaufen, die über den Anblick betroffen waren; selbst der Erzbischof war zuweilen verlegen; Buonaparte sagte zu ihm: „Genieren Sie sich nicht, erfreuen Sie die guten „Leute.“ Der Erzbischof gab dem Volke zu dessen größtem Vergnügen den Segen.

Dem Körper nach ist er klein und mager; aber gut gebauet, und von starker Leibsbeschaffenheit, die allen Beschwerlichkeiten widerstehen kann. Sein einfacher Anzug, und seine ungekräuselten Haare zeigen, daß er kein Freund der Eitelkeit sey; so wie er auch überhaupt vom Stolze und Hochmuth weit entfernt ist. Er hat dunkelblaue, kleine, aber lebhafte Augen; eine gewölbte, viereckigte Stirne; ein etwas hervorstehendes Kinn, und das Untere des Gesichtes zugespitzet; seine Haare sind kastanienbraun, und seine ganze Hautfarbe ist etwas bräunlicht. Wenn er mit andern re-

det, so heftet er meistentheils seine Augen auf den Boden. Er ist sehr verschwiegen, und vorsichtig, und Herr über seine Geheimnisse. Er spricht als gebohrner Korsikaner italienisch, und auch so gut französisch, als wenige Italiener sprechen. Er schätzet die Wissenschaften hoch, und machet sie zu einer Unterhaltung in geschäftlosen Stunden.

Reubell.

Johann Reubell wurde im Jahre 1746 zu Colmar in Elsaß gebohren, und daselbst sorgfältigst erzogen. Seine Erziehung erhöhte seine natürlichen Fähigkeiten, seine reife Beurtheilungskraft, seine Offenherzigkeit, und die beständige Ruhe seines Gemüthes. Er widmete sich von seiner frühen Jugend an den Wissenschaften, unter denen er den größten Fleiß auf die Rechtsgelehrsamkeit verwendete, in der er seines Gleichen weit übertraf. Nach zurückgelegten Studien wurde er Advokat, und kam so weit, daß er in kurzer Zeit das Befugniß erhielt, bei dem höchsten Rathe (Conseil Souverain) vom Elsaß als Advokat zu erscheinen. Schon damals fing er an seine Neigung zur Unabhängigkeit zu zeigen, und seine liebsten Prozesse waren jene, welche Privatpersonen gegen ihre Herrschaften und Obrigkeiten führten.

Im Jahre 1774 führte er einen Prozeß wider einen deutschen Reichsfürsten, der Güter in Elsaß hatte, und über welchen seine Elsaßischen Unterthanen wegen vieler Frohndienste Beschwerde führten; da die Sache bis nach Paris ging, so kam Reubell bei dieser Gelegenheit zum ersten Mahle nach Paris. Hier führte er den Rechtshandel mit einer Freimüthigkeit, die an Kühnheit gränzte. Der Fürst hatte zwar für sich verschiedene Rechtstitel; verlohr aber dennoch den Prozeß, ohne für seine verlohrnen Rechtsbefugnisse eine Entschädigung zu bekommen. Andere Besitzer grosser Güter, und obrigkeitliche Personen hatten ihn bisweilen zu ihrem Rechtsfreunde erwählet, und ihm ansehnliche Verheissungen gemacht; er aber nahm niemals die Vertheidigung der Angelegenheiten solcher Personen an.

Bei diesem Betragen ist es wohl kein Wunder, daß bei der Zusammenberufung der Reichsstände ein Theil des Volkes aus Elsaß ihn zu seinem Deputirten wählte. Er begab sich also wiederum nach Paris, und wurde auf diese Art ein Glied der ersten Nazionalversammlung, die man darum die konstituirende nannte, weil sie die erste Konstituzion, vermöge welcher Frankreich ein konstituzionelles Königreich seyn sollte,

errichtet hatte. Bei dieser Versammlung zeichnete er sich durch einige gut verfaßte gründliche Reden aus; war einer der Vornehmsten von denen, die schon dazumal keinen Adel und keinen König haben wollten; saß auf der linken Seite nebst Barnave, Pethion, Gregoire, Robespierre, und hatte auch einmal den Vorsitz (das Präsidium) derselben geführet.

Da im Monate Oktober des Jahres 1791 die konstituirende Versammlung auseinander ging, verließ er sogleich Paris, und ging in sein Vaterland zurück, in's Elsaß. Dieses hatte nun so, wie alle übrigen Theile Frankreichs, seinen Namen müssen fahren lassen, und ward in zwei Departemente eingetheilt, in das Departement des Oberrheins und in das Departement des Niederrheins. Jenes war vorhin der südliche Theil des Elsasses, dieses der nördliche. In diesem sind die Städte Straßburg, Zabern, Hagenau, nebst Weissenburg und Lauterburg; in jenem Colmar, Neubreisach, nebst Hüningen. Reubell wurde in dem Departement des Oberrheins gewählet, eine der ersten obrigkeitlichen Stellen zu verwalten. Während seiner Verwaltung dieser Stelle hatte die zweite Nazionalversammlung, die man die gesetzgebende

nennet, die erste Konstituzion umgeworfen, und angefangen die königliche Würde zu zernichten, und das Königreich in eine Republik umzuwandeln. Die Unordnungen, die bei diesem Anfange entstanden, waren groß, besonders aber im Departemente des Oberrheins; unangenehme Folgen waren zu befürchten: allein die ausserordentliche Thätigkeit des Prokureur Sindikus Reubell wußte alles Uebel im Grossen abzuwenden, und das Volk eben sowohl als die daselbst stehende Armee zum willigen Gehorsame gegen die Anordnungen des gesetzgebenden Körpers zu bewegen.

Als hernach im September 1792 diese zweite Versammlung aus einander gehen, und eine dritte, unter dem Namen Nazionalkonvent zusammengesetzet werden sollte, wurde Reubell abermal dazu als Mitglied erwählet. Als in diesem Konvente am 16. und 17. Jäner 1793 für den Tod des unglücklichen Königs Ludwig XVI. gestimmet wurde, war er abwesend auf einer Sendung als Kommissär in den Rheingegenden und stimmte daher nicht mit. Bald hernach kam er nach Mainz, das von einem deutschen Heere belagert wurde, als Konventskommissär mit Merlin von Thionville, wo seiner unzählbare Arbeiten warteten, über

deren Gehalt aber ein vielleicht unauflösliches Dunkel herrscht. Da im Monate Julius die Stadt den heldenmüthigen Belagerern übergeben werden mußte, ging Reubell nach Paris; verließ aber dasselbe bald wieder, da er sah, daß die Wuth stürmischer Leidenschaften der gänzlichen Auflösung aller Ordnung beide Hände darreichten.

Da die in dem belagerten Mainz gestandene Armee eine Zeitlang wider die Deutschen Heere nicht streiten durfte, und gegen die königlich gesinnte Armee in der Vendee geschicket wurde, ging auch Reubell als Komissär dahin ab, und theilte mit den republikanischen Truppen alle Beschwerlichkeiten der Arbeiten, und alle Ungemächlichkeiten des Wetters. Er kam nach einiger Zeit in den Konvent zurücke, und fand zu seinem größten Mißvergnügen die Sache nicht so geordnet, wie er es nach seinem republikanischen Sinne wünschte. Hier mußte er manches Ungemach erfahren, er wurde als ein Empörer und Mißvergnügter angegeben; einige seiner vormaligen Kollegen suchten ihn unter das Mordinstrument des Henkers zu bringen; öfters als einmal war ein Anklagsdekret wider ihn im Werke; die Polizei mußte alle seine Schritte genau beobachten, er aber schritt seinen

Gang fort; erhielt durch Einverständniß mit der Deputazion vom Oberrheine die Ruhe in seinem Departemente, und bewahrte dasselbe von manchen bösen Folgen der Revolution, die in andern Departementen herrschten, und sicherte sich durch Klugheit vor allen ihm drohenden Gefahren.

Nach dem Falle des Robespierre wurde er zum Mitgliede des öffentlichen Heilsausschusses ernannt, den 31. des Monats August im Jahre 1794. Er war es auch, der im Monate Oktober eben dieses Jahres die Sperrung des Saales der Jakobiner, als eine für das allgemeine Beste höchst nothwendige Sache in einer bündigen Rede darstellte, und nicht nur allein betrieb, sondern auch den hierüber gefaßten Entwurf als der erste unterschrieb. Er war es, der den zu Haag am 16. Mai 1795 zwischen Frankreich und den vereinigten Niederlanden geschlossenen Frieden und Freundschaftstraktat entworfen, die darüber geführten Unterhandlungen betrieben, und ihn endlich zu Stande gebracht hat. Auch er hatte das Meiste zu dem bald nachher mit dem König von Preussen geschlossenen Vertrage in Ansehung der Neutralitätslinie, die für die französische Staatsverfassung von unendlichem Nutzen war, beigetragen.

Da im Monate Oktober des nämlichen Jahrs 1795 die dritte Konstituzion verfasset, und die derselben angemessene republikanische Regierungsform festgesetzet war, wurde Reubell zu einem der fünf Direktoren erwählet. Nach der Konstituzion mußten die Direktoren älter als 40 Jahre, und entweder ein Minister oder ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers gewesen seyn. Das Letztere war Reubell zweimal, wie wir gesehen haben; und im Alter hatte er bereits 49 Jahre. Er führte im Direktorium das Präsidium in den Monaten Februar, März, und April des Jahres 1797: unter seiner Präsidentenschaft wurden also die Präliminar-Friedensartikel zwischen dem Erzhause Oesterreich und der französischen Republik zu Stande gebracht, und unterzeichnet, auch die dessenthalben an beide Räthe addressirte Bothschaft von ihm unterschrieben.

Als hernach den 19. Mai das Loos gezogen wurde, welcher von den Direktoren austretten sollte, da vermöge der Konstituzion jährlich einer der fünf Direktoren das Direktorium verlassen muß, so fiel das Ausschliessungsloos auf den damaligen Präsidenten Letourneur, und Reubell nebst den andern blieben im Direktorium. In dem bekannten Streit zwischen einem Theile des

Direktoriums, und einem ansehnlichen Theile des gesetzgebenden Körpers in Verbindung mit dem kleineren Theile des Direktoriums, hielt sich Reubell an Barras und Reveilliere-Lepaux; war also bei der grösseren Partei desselben, die den Sieg den 4. September 1797 davon trug. Da von diesem Ereignisse mehr bei der Lebensbeschreibung Carnots vorkommen wird, so habe ich hier weiter nichts mehr davon zu melden, und schliesse hiemit die Biographie Reubells.

Carnot.

Lazarus Nikolaus Carnot wurde in dem Marktflecken Nolai in dem Departement de la Cote d'Or gebohren am 13. Mai 1753. Sein Vater war Advokat des Ortes, hat im Anfange des Jahres 1797 noch gelebet, und ist ein in aller Betrachtung würdiger Greis. Seine ganze Familie genießt im ganzen Orte eine grosse Hochachtung. Der junge Nikolaus Lazar hatte sich in seiner Jugend mit vielem Eifer auf die Wissenschaften verleget, am meisten aber auf die Dichtkunst und Mathematik. Diese beiden vorzüglichen Wissenschaften trieb er wechselweise so, daß ihn weder die Mathematik zu sehr ermüdete, noch die Dichtkunst in Betriebsamkeit nothwendigerer Geschäfte hinderte. Auch der ungebundenen Schreibart widmete er manche schöne Stunden mit dem besten Erfolge, wovon er ein vollwichtiges Zeugniß aufstellte in der Lobschrift, die er auf den Marschall de Vauban verfaßt hatte. Ein

fernerer Beweis hievon liegt in dem Preise, den ihm die Akademie zu Dijon zuerkannt hatte.

Seine poetischen Arbeiten finden sich in den französischen Musenalmanachen von den Jahren 1787 und 1792; man bemerket in selben einen feinen Geschmack, einen gebildeten Geist, eine geübte Feder. Er wurde nicht nur allein zum Mitgliede der Akademie zu Dijon, sondern auch zum Mitgliede der Akademie zu Arras angenommen, und zum Korespondenten des Musäums zu Paris gewählet. Auch seine mathematischen Schriften und Versuche erhielten vieles Lob, und verschaften ihm noch vor der Revolution ehrenvolle Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, und nach dem Ausbruche derselben, die Aufnahme in das Nazional-Institut. Die Mathematik wurde endlich sein Brodstudium; denn er verlegte sich ganz auf das Geniewesen, und wurde zum Geniekorps angenommen. Was er bei diesem Korps bis in das Jahr 1789 vorgenommen hat, ist zu wenig bekannt. Ich werde mich also nur bei dem aufhalten, was er während diesem Jahre, und später noch gethan hat.

Er wurde zum Mitgliede der ersten konstituirenden Nazionalversammlung in die-

sem Jahre 1789 erwählet, war dazumal schon auf der linken Seite des Nazionalsaales, und hielt es mit jenen, die ein ganz freies Volk schon damals aus den Franzosen machen wollten, und kam also in die Verbindung mit Robespierre, und mit den Jakobinern. Er wurde auch abermal zum Mitglied des den 21. September 1792 zusammengetretenen Nazionalkonventes erwählet, und da in den ersten Sitzungen schon dieser Konvent in zwei Theile getheilet war, deren einer an seiner Spitze den Pethion, der andere den Robespierre hatte, so schlug sich Carnot zum zweiten. Bei dem Prozesse der Ermordung Ludwigs XVI. stimmte er mit andern für den Tod desselben. Er wurde zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses ernannt, und betrug sich doch nicht ganz nach dem Sinne und dem Willen des blutdürstenden Robespierre. Er hatte mehr Menschlichkeit in seinen Gesinnungen als dieser; daher auch mehr Mässigung in Verurtheilung derer, die von andern als Feinde der neuen Einrichtungen angegeben wurden. Als einstens Robespierre von Erweiterung des Revoluzionsgerichts redete, faßte ihn Carnot scharf ins Aug,

und sagte zu ihm: Geh! du bist nichts als ein feiger Tirann.

Bei aller seiner Mässigung aber blieb er immer ein eifriger Patriot nach dem Sinne der damals schon herrschenden Partei, das ist: ein eifriger Republikaner. Er wurde vom Konvente als Kommissär geschickt zu den Rheinarmeen, an die Pirenäen, und in das Norddepartement. Ueberall diente er dem Staate, ohne die Bürger zu unterdrücken; er ehrte die Vaterlandsliebe, ohne jene zu zernichten, die sich andere Begriffe von Vaterlandsliebe machten; er stritt für die Freiheit, ohne die Waffen der Tirannen zu Hilfe zu nehmen. Daher fand er fast allzeit, so oft ihm strenge Maßregeln vorgeschrieben wurden, hinlängliche Beweggründe sie zu mildern. Dieses war auch die Ursache, daß Robespierre ihn auf die Liste der Unglücklichen setzte, die er zum Tode befördern wollte: allein er fand ehe einen gewaltsamen Tod, als er seinen Vorsatz ausführen konnte. Uebrigens so lang er bei den Armeen war, und die Plane entwarf, wurde der Krieg immer zum Vortheile Frankreichs geführet, sobald er aber die Kriegsheere verließ, wich auch das Kriegsglück von ihnen.

Bei der Veränderung des gesetzgebenden Körpers, und Einführung der Konstituzion von 1795, wurden fünf Direktoren erwählet: Letourneur, Reubell, Reveillere-Lepaux, Barras, und Sieyes. Dieser letzte nahm aber diese erhabene Stelle nicht an: Carnot wurde hierauf zum fünften Direktor ernannt. In dieser Eigenschaft zeigte er grosse Anhänglichkeit an die Konstituzion vom Jahre 1795. Zwar hielt er sie nicht für ein Meisterstück, das keiner Vervollkommnung mehr fähig sey, allein er glaubte doch, daß durch sie Ruhe und Glanz in sein zerrüttetes Vaterland wiederum zurückkehren werde. Er war es, der dem Polizei-Minister den Weg mit eigener Hand vorzeichnete, den man einschlagen müsse, und die Zugänge, die man zu bewachen habe, um in einen Augenblicke zugleich den Baboeuf und seine vornehmsten Mitgehilfen sammt den Entwürfen desselben in die Gewalt zu bekommen. Er war es, der später eine andere Verschwörung wider den gesetzgebenden Körper, und das Direktorium sicher zu entdecken wußte. Unterdessen war er doch immer den gewaltsamen Maßregeln einiger seiner Kollegen entgegen; und scheint von jener Partei gewesen zu seyn, die in ihrem

Vaterlande Ruhe und Uebereinkunft aufblühen zu sehen wünschte, und keines, weder eines Demokraten, noch Aristokraten, weder eines Anarchisten noch eines Monarchisten Blut fliessen sehen wollte.

Daher mag es gekommen seyn, daß er von einigen für einen Anarchisten und Terroristen, von andern für einen Royalisten gehalten wurde. Ich habe zwar keine Lust zu untersuchen, in wie weit das eine oder das andere, oder wohl gar ob eines aus beiden wahr seye; jedoch wird es mir hier erlaubt seyn, die Bemerkung zu machen, daß diese Wörter: Royalist, Terrorist, Anarchist selbst in Frankreich noch sehr unbestimmt sind, wie es selbst Männer, die in Frankreich schreiben, eingestehen. Vielleicht geht es hier, wie bei allen politischen und gelehrten Zänkereien, wo jede Partei die Gegner mit einem irgend woher entlehnten Namen, den sie für ein Schimpfwort will gehalten haben, ohne daß er es wirklich ist, beleget. Er seye nun, was er wolle, so haben seine Feinde doch so viel bewirket, daß ihm Verdrüßlichkeiten genug gemacht wurden, wie wir in der Folge schon sehen werden.

Er war während seines Direktoramtes zweimal Präsident des Direktoriums;

das erstemal war er es im Jahre 1796, eben da vom Erzherzog Karl der im verflossenen Jahre 1795 festgesetzte Waffenstillstand am Rheine aufgekündiget wurde; nach welcher Aufkündigung er eine hochlautende Proklamazion an die Französischen Soldaten erließ, und sie zu Heldenthaten aufmunterte. Das zweitemal wurde er es am Ende des Mai im Jahre 1797. Denn da hatte vermöge der Konstituzion einer der fünf Direktoren abzutreten, und ein anderer mußte an seine Stelle kommen. Es war bestimmt, daß Loose sollten gezogen werden, um zu entscheiden, welcher abzutreten habe. Die Loosung geschah am 19. Mai. Letourneur war eben damals Präsident; er zog sodann der erste das Loos und zog das ausschliessende Loos. An die Stelle des Austretenden wurde der bisherige Minister der Republik in der Schweiz, der gelehrte Barthelemy gewählet. Letourneur übergab das Direktorialsiegel dem Carnot, der an seiner Statt am 22. Mai Präsident wurde. Am 6. Junius wurde Barthelemy ins Direktorium aufgenommen, und hielt an selbem Tage eine gesetzte Anrede in republikanischem Geiste, die von Carnot im gleichen Geiste wiederhohlt wurde. Da der angekommene Direktor ebenfalls zur Partei der Gemäßigten

gehörte, so hielt er sich stark an Carnot, und daraus entstand eine Spaltung im Direktorium. Die Gemäßigten: Carnot und Barthelemy machten eine Partei aus; die drei übrigen: Reveillere = Lepaux, Barras und Reubell die andere. Von nun an waren diese beiden Parteien einander entgegen.

Da eine gleiche Spaltung auch in beiden Räthen obwaltete, und zwar so, daß in dem Rathe der Jungen die gemäßigte Partei die stärkere war, so gab es immerwährende Uneinigkeiten zwischen dem Direktorium und dem gesetzgebenden Körper. Durch den stärkeren Theil des Direktoriums wurde eine grosse Veränderung unter den Ministern vorgenommen: nur zwei von ihnen wurden beibehalten, die übrigen fünf wurden durch andere ersetzet. Carnot und Barthelemy protestirten zwar darüber, aber ihre Protestazionen wurden nicht geachtet. Unterdessen kam der 22. August an; das Präsidium Carnots hatte sein Ende, und anstatt seiner wurde Reveillere = Lepaux Präsident.

Nun fing die Spaltung und Erbitterung zwischen beiden Parteien an stärker zu werden. Das Direktorium, so wie der gesetzgebende Körper, oder vielmehr die Majorität des einen und des andern war auf

Sicherheitsmittel zu ihrer Erhaltung bedacht, und am 4. September geschah der wirkliche Bruch. Am 2. nämlich entdeckte die Polizei ein ganzes Magazin von Waffen; das Direktorium bemächtigte sich derselben, ließ alle jene, die davon Wissenschaft hatten, arretiren, und schickte darüber ein besonders Sendschreiben an den Rath der 500, oder der Jüngern. In der Nacht vom 3. auf den 4. geschah ein Angriff auf den Saal des Direktoriums; dieser wurde zurückgeschlagen, ohne einen Tropfen Blut zu vergiessen. Hierauf schritten die drei Direktoren, welche die strengere Partei ausmachten, zu entscheidenden Schritten. Es geschahen Allarmschüsse; das Volk blieb ruhig. Die mit dem Direktorium im Einverständnisse stehenden Glieder des Rathes der 500 versammelten sich im Odeon, die des Rathes der Alten in der Arzenei-Schule. Die Saalinspektoren wurden verhaftet: auch Carnot und Barthelemy sollten arretirt werden; allein ersterer, der das Wetter zeitlich genug bemerkte, hatte sich mit der Flucht gerettet noch bei der Nacht, und letzterer blieb einige Zeit verborgen, wurde aber endlich doch gefunden, und mit vielen andern ausser Land über das Meer nach Cayenne gebracht.

Wo Carnot hingekommen sey, weiß man eigentlich nicht: einige wollten behaupten, er seye ermordet worden; andere versichern dagegen wahrscheinlicher, er seye mit Boissy d'Anglas, Pastoret, Dumolard und einigen anderen Gliedern beider Räthe durch die Schweiz glücklich nach Deutschland gekommen. Weil er aber auch ein Mitglied des Nazionalinstituts der Wissenschaften war, so befahl das Direktorium ihn aus der Zahl dieser Glieder auszustreichen, und ein anderes an seine Stelle zu wählen. Als neue Direktoren traten ein Merlin von Douai, und Francois von Neufchateau.

La Fayette.

Gilbert Mottier la Fayette wurde in Frankreich im Distrikte Velai am 1. September des Jahrs 1757 gebohren, und ist ein Nachkömmling des berühmten Marschalls la Fayette. Von Natur aus war er muthig und unerschrocken, und hatte grosse Neigung zur Thätigkeit. Der Stand eines Kriegers war von seiner Jugend auf sein Lieblingsstand, obwohl er vermög seines Stammes und seiner Geburt als Zweig einer edlen und berühmten Familie sich Hoffnung auf die größten Ehrenstellen im Staate machen konnte. Seine Jünglingsjahre vertändelte er nicht mit Weibern und Liebeshändeln, sondern brachte sie mit ernsthaften Beschäftigungen und mit solchen Wissenschaften zu, die seinem damaligen und künftigen Stande angemessen waren.

Unterdessen war Krieg zwischen England und dessen nordamerikanischen Unterthanen, die sich dem Mutterreiche entzogen,

und den Gehorsam aufgekündigt hatten. England wollte sie, nachdem andere Mittel nichts bewirket hatten, mit Gewalt der Waffen zu ihrer Schuldigkeit zurückbringen, und würde seinen Zweck auch erreicht haben, wenn nicht andere Mächte die Nordamerikaner unterstützt hätten. Der Krieg wurde angefangen im Jahre 1774, und hatte schon bis in das Jahr 1777 gedauert; allein er war mit vielem Glücke auf Seite der Engländer geführet. General Howe hatte die Heere der Amerikaner überall geschlagen und zerstreut, und diese flohen, wo sie eine englische Mannschaft sahen. Die Amerikanische Kolonien hatten ein äusserst kleines regulirtes Korps nur von wenigen Tausenden; Geld und Kredit mangelte ihnen, und keine Macht wollte sich mit ihnen alliiren.

Franklin war zwar als amerikanischer Agent in Paris, um das französische Ministerium dahin zu bewegen, daß es die Kolonien mit Geld und Mannschaft unterstützte: allein er fand bis diese Zeit wenig Gehör. La Fayette hatte Bekanntschaft mit Franklin bekommen, und sich ihm angebothen, als einen Vertheidiger ihrer Sache gegen ihr Mutterreich England. Franklin hatte zwar anfänglich das Anerbiethen des jungen Helden angenommen: allein, nach-

dem das Französische Ministerium sich sogar geweigert hatte ein Schiff den Amerikanern zu überlassen, ihn wiederum gebethen, von seinem Vorhaben abzustehen. Jedoch la Fayette stand nicht ab; er kaufte eine Fregatte, ließ sie ausrüsten, reisete nach Amerika, kam im Monate April schon zu Charles Town an und bestritt alles aus eigenem Vermögen.

Von Charles Town reisete er nach Philadelphia, wo der Kongreß der Deputirten jener Provinzen, die sich der Englischen Oberherrschaft entrissen hatten, versammelt war; und bath denselben, ihn als einen Freiwilligen bei ihrer Armee dienen zu lassen. Der Kongreß nahm es an, und bezeigte seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihn zum Generalmajor ernannte. Der neunzehnjährige Generalmajor ging nun zur Armee, und wurde von dem Obergenerale Washington mit vieler Hochachtung und Liebe empfangen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft lieferte Washington den gar sehr überlegenen Engländern eine Schlacht, die er gerne vermieden hätte, und auch würde vermieden haben, wenn er nicht dazu ausdrücklichen Befehl vom Kongresse gehabt hätte. La Fayette bekam eine kleine Brigade anzuführen, wurde aber zurückgeschlagen; er eiferte sei-

ne Mannschaft an, noch einmal vorzurücken und die Engländer anzugreifen: allein man gehorchte ihm nicht. Er bekam eine gefährliche Wunde, und mußte nach Philadelphia gebracht werden: allein auch hier mußte er bei der Ankunft der siegenden Engländer weichen, und sich in die Gebirge tragen lassen. Er wartete seine völlige Heilung nicht ab, sondern ging noch vor Vollendung derselben zur Armee; er kam nach Jersei, wo er sich mit dem General Green vereinigte. Dieser übergab ihm ein Korps, um mit selben die Bewegungen der Engländer zu rekognosziren. Hier stieß er auf ein Korps kriegsgewohnter Hessen, die seiner Mannschaft an der Zahl, am Muthe, und an der Geübtheit weit überlegen waren; er wußte in den Gemüthern der Seinigen so viel Vaterlandsliebe zu erregen, daß sie seinem Befehle und seinem Beispiele zu Folge die Hessen muthig angriffen und zerstreuten. Dieser Sieg befestigte noch mehr das Zutrauen der Amerikaner gegen ihn, und erwarb ihm ein besonderes Lob des Obergenerals Washington.

Im folgenden Frühlinge, nämlich im Jahre 1778 sollten die Truppen des Kongresses unter Anführung des la Fayette Kanada einnehmen. Er entwarf selbst den Plan

dazu, und erhielt vom Kongresse die beste Unterstützung: allein man hielt ihm das Versprechen nicht, und er mußte seinen so gut durchgedachten Plan aufgeben. Da er bei Anfange dieses Feldzuges nach Albanie, von wo aus die Unternehmung auf Kanada ausgehen sollte, kam, fand er den General Arnold, der nachher von den Amerikanern zu den Engländern übergegangen war, im Begriffe den englischen Kapitain Butler hinrichten zu lassen. La Fayette zeigte Arnolden das Unschickliche dieser Handlung, und rettete dadurch Butlers Leben. So verband la Fayette Menschlichkeit und zartes Gefühl mit dem Soldatenmuthe, was nicht bei vielen Helden gefunden wird.

In diesem Jahre machten die Engländer abermal einige gute Fortschritte, und erhielten einige Siege. Dieses hatte zur Folge, daß Washingtons Ansehen zu fallen anfing, und einiges Mißtrauen gegen ihn geschöpft wurde. La Fayette, der für diesen General grosse Ehrfurcht hatte, wußte die Gemüther zu besänftigen, und den dadurch eingeschlichenen Unordnungen Einhalt zu thun. Unterdessen war Kanada nur von wenig disziplinirten Soldaten vertheidiget, und Washingtons kleine und meistentheils kränklichte Armee, hatte vor sich eine muthige,

gesunde und weit zahlreichere Mannschaft der entschlossensten Engländer mit einem tapfern und erfahrnen Generale: jedoch er nahm eine solche Stellung, in der er nicht konnte angegriffen werden. La Fayette aber bekam ein abgesondertes kleines Korps zu kommandiren, wurde aber von einer grossen englischen Macht eingeschlossen, und war in Gefahr aufgerieben zu werden; allein seine muthvolle Geistesgegenwart machte ein geschicktes Manöver, durch welches es ihm gelang sich so glücklich zurückzuziehen, daß er keinen Mann dabei verlohr, und alsdann wieder zur Hauptarmee stossen konnte.

Am 27. Julius erfocht Washington einen Sieg über die Engländer, wozu la Fayette, der anfänglich den Vortrapp, und hernach die zweite Linie der Armee kommandirte, Vieles beitrug. Nachdem der Sieg entschieden war, bekam er ein Kommando von allenfalls 2000 Mann, mit welchem er dem Generale Sullivan, der in der Rhode Island sehr im Gedränge war, zu Hilfe kam, und abermal einen herrlichen Rückzug machte, ohne irgend einen Mann zu verlieren.

Im Jahre 1779 war la Fayettens Vaterland, Frankreich nämlich, wegen der Anerkennung der Unabhängigkeit der ameri-

kanischen Staaten mit England im Kriege begriffen, und er faßte den Entschluß nach Hause zu eilen, und als redlicher Bürger seinem Vaterlande zu dienen: er verlangte Erlaubniß zur Abreise, und erhielt sie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Der Kongreß ließ ihm auch zur Bezeigung seiner Dankbarkeit einen kostbaren Degen, in welchem nebst einigen allegorischen Vorstellungen auch einige seiner vornehmeren Thaten eingegraben waren, verfertigen; der ihm auch zu Havre de Grace von dem Enkel Franklins überreicht wurde.

Zu dieser Rückkehr nach Frankreich ließ der Kongreß eine eigene Fregatte ausrüsten, und wollte zu ihrer Bemannung Matrosen pressen, das heißt, mit Gewalt ausheben lassen. La Fayette verabscheute ein solches Verfahren, nnd wünschte, daß man nur solche Matrosen nehmen sollte, die sich freiwillig darbieten würden. Die gehörige Anzahl war bald beisammen, und das Schiff segelte ab. Unter den Freiwilligen bestand allenfalls die Hälfte aus Engländern, die von den Amerikanern waren gefangen worden; diese verschworen sich unter einander, den la Fayette und die übrigen Offiziere auf dem Schiffe zu ermorden. Der Plan aber wurde durch einen Amerikaner verra-

then, der von den Engländern, weil er sehr gut englisch sprach, für ihren Landsmann war gehalten, und eben darum in ihr Interesse gezogen worden.

La Fayette blieb nicht lange in Frankreich, sondern kehrte bald wiederum nach Amerika zurück. Der Tag seiner Ankunft zu Boston war ein allgemeines Freudenfest. Kanonen wurden abgefeuert, Glocken geläutet, da er unter einer wohlbesetzten Musik in das Haus geführet wurde, das der Magistrat zu seiner Wohnung bestimmt hatte; und am Abende wurde ihm zu Ehren die Stadt illuminirt. Und dennoch war es damals noch nicht bekannt, daß er mit Hilfstruppen, mit Gelde und Munition versehen war. Er verließ bald Boston, und eilte zur Armee: wo er mit gleichem Jubel empfangen wurde, und das Kommando über ein leichtes Korps erhielt.

Mit Anfange des Jahres 1781 wandte der englische General Kornwallis, dessen ununterbrochenes Siegen ihn den Amerikanern furchtbar machte, seine Hauptmacht gegen Virginien, in sicherer Voraussetzung, daß wenn diese Provinz bezwungen wäre, alle übrigen sich von selbst ergeben müßten. La Fayette hatte damals Befehl bekommen,

mit

mit seinem Korps eine Unternehmung auf Portsmouth zu machen: allein weil eben damals der englische Admiral Arbüthnoth einen herrlichen Sieg über Destouches, den Kommandanten einer französischen Eskadre, erfochten hatte, mußte la Fayette sich zurückziehen. Hernach wurde er beordert, nach Virginien zu ziehen, und sich den zweien englischen Generalen Philips und Arnold entgegen zu setzen. Er rückte bis Baltimore vor, und erfuhr daselbst, daß sich Philips mit 3000 Mann nach Portsmouth einschiffen wollte; er schloß hieraus ganz richtig, daß derselbe Absichten auf Richmond, die Hauptstadt Virginiens habe, in welcher die meisten Kriegsbedürfnisse der Amerikaner aufbehalten waren. Er marschirte also mit seiner von allen Bedürfnissen entblößten, aber zur Ertragung aller Beschwerlichkeiten bereitwilligsten Armee nach Richmond, und kam einen Tag vor seinem Gegner daselbst an, und nahm eine solche Stellung, daß Philips nicht wagte ihn anzugreifen, sondern unverrichteter Sachen sich zurückzog. So hatte also la Fayette abermal einen beträchtlichen Vortheil den Amerikanern durch Rettung der Hauptstadt und Erhaltung der Kriegsbedürfnisse verschaffet.

Nun wurden die drei Armeen unter Kornwallis, Philips und Arnold vereiniget; denen la Fayette nur mit 1000 Mann von regulärem Fußvolke, 2000 Landmilizen und 60 Dragonern entgegenstand. Er zog sich ein wenig zurücke; Kornwallis spottete nur seiner, und schrieb nach London, nun könne ihm das Wiegenkind (la Fayette) nicht mehr entkommen. Kornwallis wollte dem la Fayette eine Schlacht liefern: dieser wich aber aus, und zog sich so lang zurück, bis er sich mit dem Korps des General Waine vereinigen konnte; welches zwar Kornwallis verhindern wollte, aber ohne Erfolg. Er wollte alsdann diese zwei Generale von ihren Magazinen abschneiden; diese aber kamen durch forzirte Marsche ihm zuvor, und Kornwallis sah zu seinem größten Verdrusse bei dem Aufgange der Sonne den la Fayette zwischen den amerikanischen Magazinen und dem englischen Lager aufmarschirt stehen. Er wurde hernach von la Fayette und Waine bis nach Portsmouth mit nicht geringem Verluste zurück gedrückt.

Das Korps des la Fayette war nun 5000 Mann stark; er wußte aber stets so zu manövriren, daß ihn Kornwallis nicht angreifen konnte. Fünf Monate lang hat er mit seinem geringen Korps die ganze Last

des Krieges getragen, und dabei ungemein viel Ungemach ausgestanden, bis er sich endlich mit den Heeren der Generale Washington und Rochambeau vereinigen konnte. Nun war dem Generale Kornwallis die amerikanische Macht zu stark, und ihm blieb kein anderes Mittel übrig, als sich mit seiner ganzen Mannschaft auf Diskrezion zu ergeben. Die Folge dieses grossen Sieges, wozu la Fayette das Meiste beigetragen hatte, war, daß sich die Landmacht der Engländer nicht mehr erholen konnte, und das Ministerium zu London schon anfing, von der Anerkennung der Unabhängigkeit von Nordamerika zu sprechen.

Nun ging la Fayette nach Philadelphia, wo er gleichsam in einem Triumphe empfangen wurde. Die Staaten von Virginien errichteten ihm zu Ehren eine Büste, und zierten sie mit vielen Inschriften, um dadurch ihre Dankbarkeit zu bezeigen; späterhin gaben sie einer Grafschaft ihm zu Ehren den Namen Delafayette, welches Letzte auch die Staaten von Virginien gethan hatten. Wo er in Amerika herumreisete, erhielt er überall die ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen. Er reisete wiederum nach Frankreich um die Regierung dahin zu bewegen, daß

den Nordamerikanern mehr Hilfstruppen zugeschicket würden. Er erhielt so viel Zutrauen vom Kongresse, daß derselbe allen seinen Abgeordneten befahl, ihm alle Staatsgeheimnisse anzuvertrauen. Er wollte nicht lange in Frankreich verbleiben, sondern war schon im Begriffe mit dem Grafen Destaing, der 8000 Mann nach Amerika führen sollte, abzureisen. Aber eben in der Zeit, da er absegeln wollte, vernahm er, daß die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten anerkannt, und der Frieden abgeschlossen sey: darum änderte er seinen Entschluß und blieb in Frankreich.

Er lebte nun im Schoose seiner Familie ruhig. Eine tugendhafte Gattinn und einige zarte Sprossen versüßten ihm die Tage der Ruhe. Jedoch bei aller wechselseitigen Liebe, die in seinem Hause herrschte, hatte er immer eine grosse Zuneigung zu Amerika und ihren Einwohnern; daher er dann sich zu einer neuen Reise nach Amerika entschloß, und sie im Jahre 1784 antrat. Er landete in Neuyork, weil er diese Stadt vorhin nicht gesehen hatte. Er besuchte seine alten Waffenbrüder, welche nun nach abgelegter Uniforme zu ruhigeren Beschäftigungen zurückgekehret waren, und wurde von ihnen mit vieler Zärtlichkeit um-

fangen. Er reiſete nach Penſilvanien, und erhielt da vorzügliche Ehrenbezeugungen. Er begab ſich nach Montvernon, wo Washington von ſeinen Thaten ausruhete; und beurlaubte ſich erſt nach einem zwölftägigen Aufenthalte. Er beſuchte Baltimore und Boſton, und überall bemühte man ſich ihm ausgezeichnete Ehren zu erweiſen. Viele Städte ſchenkten ihm das Bürgerrecht, und ganze Staaten nahmen ihn auf in die Zahl ihrer eingebohrnen Glieder. Zu Anapolis kam er noch einmal mit Washington zuſammen, und beurlaubte ſich von ihm. Dann begab er ſich nach Trew-Town in Neujerſei, wo damals der Kongreß ſeine Sitzungen hielt, um von ſelbem Abſchied zu nehmen. Zu Neuyork beſtieg er eine Fregatte, und ſchiffte in ſein Vaterland zurück. Bei ſeiner Abfahrt wurden ihm zu Ehren 13 Kanonen gelöſet, und er ließ mit eben ſo viel Schüſſen ein, ſeiner Meinung nach ewiges, Lebewohl erwiedern.

Nun lebte la Fayette abermal für ſeine Familie, bis in das Jahr 1787, indem er anfing zum allgemeinen Beſten ſeiner Landsleute ſeine Kräfte anzuwenden. In dieſem Jahre berief der Finanzminiſter Calonne den Reichsausſchuß, den man unter dem Namen der Notablen kennet, um durch

dessen Vermittlung eine neue Auflage zu erhalten, durch welche die abgängigen Millionen, um welche die Staatsausgaben die Einkünfte überstiegen, hereingebracht werden könnten. Unter den Notablen befand sich auch la Fayette. Es wurde der Antrag gemacht, die ohnedem ausserordentlich drückende Lasten des Volkes mit zwei neuen Auflagen zu vermehren. La Fayette hatte den Muth sich dem Antrage zu widersetzen, und zu zeigen, daß dieser Vorschlag die gefährlichsten Folgen für das Reich haben müsse. Er schlug zugleich einige andere Mittel vor, dem herannahenden Staatsbankerote vorzukommen. Seiner Meinung nach sollten in Verleihung der Pensionen und in andern öffentlichen Staatsausgaben Beschränkungen geschehen, wodurch er eine Ersparung von beiläufig 40 Millionen möglich zu seyn glaubte. Einen Theil des Mangels hoffte er durch eine neue Anleihe zu tilgen. Das Uebrige, meinte er endlich, müßte durch solche neue Auflagen hereingebracht werden, die dem gemeinen Volke nicht zu lästig wären: diesem wären vielmehr die längst verheissenen Erleichterungen zu bewilligen. Sein Vortrag geschah mit so vieler Wahrheit und Wärme, daß ihm auch jene geneigt wurden, die es vorhin nicht waren. In eben

dieser Rede stellte er die Nothwendigkeit vor, den Protestanten freie Religionsübung zu gestatten.

Die Notablen bewilligten keine neue Auflage, sondern schlugen nur eine neue Anleihe von 60 Millionen vor; sie brachten es dahin, daß Calonne seiner Ministerstelle entsetzet wurde, und beriefen sich schon am 29. März auf einen allgemeinen Reichstag, der künftig sollte gehalten werden. Die letzte Versammlung geschah am 24. April, in der sich la Fayette abermal als einen Freund des Vaterlandes zeigte; nach der er aber wiederum ruhige Tage in seiner Familie zwei Jahre auf seinen Gütern genoß. Im Jahre 1789 aber wurde er dem ruhigen Leben, den Umarmungen seiner Gattinn, und den Liebkosungen seiner Töchter entzogen: denn um diese Zeit fand sich der damalige Finanzminister Necker in die Nothwendigkeit versetzet, die Reichsstände zusammen zu rufen; und unter diesen war auch la Fayette. Der fünfte Mai war der Tag, an dem die Versammlung der Reichsstände eröffnet wurde.

Anfänglich waren drei Stände: der adeliche, der geistliche, und der Bürger-Stand; bald darnach vereinigten sich einige vom adelichen und geistlichen Stande mit

dem Bürgerstande, und nannten sich von dieser Stunde an die Nazionalversammlung. La Fayette war einer der ersten, der dieser Vereinigung beitrat. Da nun alle drei Stände beisammen waren, drang ein grosser Theil der Glieder darauf sich mit einem neuen Konstituzionsplane, das heißt, mit der Errichtung einer neuen Staatsverfassung zu beschäftigen. La Fayette war unter denselben; Lally Tolendal glaubte aber, eine neue Konstituzion könne auf abstrakte Begriffe nicht gebauet werden; im gegenwärtigen Augenblicke sey es aber mehr um thätige unverweilte Abhilfe gegenwärtiger Unglücksfälle, als um etwas anderes zu thun. Es wäre zu wünschen gewesen, diese wichtige Bemerkung wäre von allen zu Herze gefaßt worden!

Den 15. Julius nach den vorhergehenden blutigen zweitägigen Auftritten in Paris kam der König in die Nazionalversammlung, die damals noch in Versailles war, und ersuchte dieselbe, daß sie eine Deputazion nach der Hauptstadt schicke, die dem Volke die redlichen und gutgemeinten Gesinnungen eröffnen sollte. Voll Freude über dieses Betragen des Königs, wählte die Versammlung den la Fayette zu diesem Geschäfte nebst einigen andern Gliedern.

Die Deputazion wurde mit den lautesten Beifallsbezeugungen vom Volke aufgenommen, und mit Jubel auf das Rathhaus begleitet. La Fayette hielt eine rührende Rede an das Volk; er stimmte die Gemüther um, und von allen Seiten erscholl öfters: Glücklich lebe der König! Glücklich lebe die Nazion! Nach la Fayetten hielt Lally Tolendal ebenfalls eine Rede, die das Volk in einen noch grösseren Schwung versetzte.

Früher noch, als diese Deputazion ankam, war la Fayette zum Oberbefehlshaber der Parisischen Bürgermiliz ernannt worden. So sehr la Fayette dieser Stelle würdig war, so geringfügig war der Umstand, der seine Erhebung zur selben veranlaßte. Die Stadtfahne lehnte neben dem Kamine des Rathhaussaales, auf dem die Büste la Fayettens stand, und der Wind wehte eben die Spitze der Fahne über die Büste, in dem Augenblicke, in dem die Frage aufgeworfen wurde, wer der Oberbefehlshaber der Bürgermiliz seyn sollte; einer der Wahlherren zeigte mit dem Finger auf gedachtes Spiel des Windes, und alle riefen einstimmig la Fayette sollte Anführer seyn. Dankbar nahm dieser Held eine so ehrenvolle Stelle an, zog seinen Degen,

und verhieß feierlich sein Leben für die Verfechtung der neuen Freiheit aufzuopfern. Alle wünschten ihm und sich selbst Glück; die herzuströmende Menge war so groß, daß Er und Herr Bailly, der bald nach ihm zum Maire, das heißt, zum Bürgermeister der Stadt ausgerufen wurde, in Gefahr waren, von den Glückwünschenden erdrücket zu werden.

La Fayette hatte wirklich alle jene Eigenschaften, die eine solche Stelle erforderte; er hatte Muth, Unerschrockenheit, Uneigennützigkeit, Gegenwart des Geistes, Ansehen bei allen Menschen, die Liebe des Volkes und Hochachtung des Königs; daher es kein Wunder war, daß er viele, über welche schon die Mordmesser des wüthenden Volkes gezücket waren, am Leben erhielt. So rettete er den Abbe Cordier aus den Händen der Mörder, die ihn verkannt hatten, und erwarb ihm sogar die Gunst des Volkes. Auch den Kommandanten der eingerissenen Bastille, Soules, gegen den das Volk Verdacht schöpfte, erhielt er am Leben. Allein den unglücklichen Foulon, einen vormaligen Staatsrath und bekannten Wucherer, und seinen Schwiegersohn Berthier, gewesenen Intendanten der Stadt konnte er dem wüthenden Pöbel nicht entreissen; der

erste wurde auf einen Laternenpfahl gehenket, und der zweite in Stücke zerhauen, und ihm das Herz aus dem Leibe gerissen; ungeachtet er alle Mühe anwand, eine so regellose Grausamkeit zu verhindern.

Ueber diese grauenvollen Auftritte war la Fayette äusserst entrüstet, und legte seine Stelle den Tag darnach, den 22. Julius nieder in einem Schreiben, das er an den Herrn Bailly erließ, und von dem er an einen jeden der 60 Distrikte eine Abschrift schickte. Die Versammlung der Wahlherren (Rathsmänner) begab sich zu ihm, um ihn zu bereden, daß er auf seinem Posten verbleiben sollte. Von verschiedenen Distrikten liefen Addressen an ihn ein, in denen die Bürger ihr Betragen des vorigen Tages bereueten, und ihm den pünktlichsten Gehorsam angelobten. Er war unterdessen mit den Wahlherren auf das Rathhaus gegangen, wohin abermal Deputirte von den Distrikten zu ihm kamen, und wo schon eine Menge Volks versammelt war. Alle baten ihn so flehentlich, daß er seine Stelle beibehalten wolle, daß er Thränen der Freude darüber vergoß, und zuließ, daß er zum zweitenmale als Oberbefehlshaber der Bürgermiliz von Paris ausgerufen wurde.

Den 6. August Abends gegen 6 Uhr waren über 80,000 Menschen auf dem Greveplatz versammelt, welche mit wildem Mordgeschreie den Tod des Marquis de la Salle, des Unterkommandanten der Pariser Bürgermiliz, gegen welchen man bösen Verdacht geschöpfet hatte, verlangten. Lärmend stürmten sie in den Saal, in dem der Bürgerrath versammelt war, nachdem sie vorher die vor demselben stehende Wache zerstreuet hatten. La Fayette hörte von dem Vorfalle, und traf Anstalten, die Ruhe wieder herzustellen. Hierauf begab er sich in den Saal; setzte sich ganz kaltblütig unter die Rathsherren; vernahm die Beschwerden des Volkes wider den Unterkommandanten; scherzte mit den Umstehenden, und bewog selbst die Wüthendsten zum Lachen. Dann schickte er ein Detaschement ab, um den Angeklagten aufzusuchen. Das Toben des Volkes nahm zu. La Fayette aber sagte: „Wir wollen ruhig nach Hause gehen, „und uns niederlegen, meine Freunde! Sie „sind müde, und ich kann meine Augen „nicht länger offen halten. Ich sage ihnen, „auf dem Greveplatze ist alles ruhig, Paris „war nie ruhiger, als eben jetzt." Man hielt la Fayettens Rede für Scherz; allein wie erstaunten sie, da sie auf dem Greve-

platz Niemanden, als Soldaten fanden! Da sie sich nun gleichsam gefangen sahen, klatschten sie dem la Fayette, der sie noch einmal freundschaftlich anredete, Beifall zu, und begaben sich ruhig nach Hause. Die Soldaten hatten nämlich Befehl mit 4 Kanonen auf den Platz zu rücken, und das Volk zu verdrängen, und wurden durch die von allen Seiten zusammenrückenden Detaschemente verstärket.

Den 30. August versammelte sich eine grosse Menge Volkes im Palais Royal, das der Auswurf des menschlichen Geschlechtes, der Herzog von Orleans bewohnte, und war in Begriff nach Versailles zu ziehen, um das Benehmen der Nazionalversammlung zu ahnden, und jene Glieder festzusetzen, welche dafür stimmten, daß die Beschlüsse der Versammlung nur dann erst die Kraft eines Gesetzes bekommen sollten, wenn sie vom Könige begnehmiget wären. La Fayette befahl seinen Truppen, daß sie sich am Thore den Unruhstiftern widersetzen sollten; dieses nebst der Standhaftigkeit des Bürgerrathes bewirkte, daß das Volk ruhig auseinander gieng. Nicht so glücklich war la Fayette im Monate Oktober. Orleans wollte den Thron besteigen, und wandte alles an, die königliche Familie aus dem Wege zu räumen; er erkünstel-

te einen Brodmangel; warf die Schuld auf den König; wiegelte das Volk auf, daß es nach Versailles gehen sollte, vom Könige Brod zu fordern; hierzu erkaufte er meistentheils Weiber, mit denen sich Aufwiegler und Meuchelmörder in weiblicher Kleidung vereinigten. Er und sein Anhang bestachen die besoldete Bürgermiliz, die bekanntlich vorhin bei regulären Regimentern gedienet hatten, daß sie den la Fayette verlassen sollten, unter dem falschen Vorwande, dem Könige einen neuen Eid zu schwören; in der That aber, damit sie den Verschwornen verhilflich wären, ihre boshaften Plane auszuführen. La Fayette witterte hier die wahren Absichten, und schrieb dem Grafen Destaing, daß er den König bitten sollte, ein ihm treues Regiment nach Versailles zu seiner Vertheidigung kommen zu lassen. Der König ließ hierauf das Regiment Flandern einrücken. Die Freudenmädchen und Buhldirnen, vom Herzoge Orleans dazu gedungen, wußten die Soldaten zur gröbsten Sinnlichkeit zu verleiten, und dadurch zur Theilnahme an ihren mörderischen Planen zu verführen.

Unterdessen forderte die verführte Bürgermiliz von Paris, er sollte sie nach Versailles führen, damit sie dort ihrem Elende

ein Ende machen könnte. La Fayette ermahnet sie, er bittet, er beschwöret sie von ihrem Vorhaben abzustehen, und zu Paris zu bleiben. Man höret ihn nicht; man will sogar einen andern Kommandanten wählen, wenn er sie nicht führen wollte. Er machet neue Vorstellungen; man drohet ihn auf die Laterne zu hängen. „Gut, sagte „la Fayette, ich will euer Anführer seyn, „sobald ich einen Befehl vom Bürgerrathe „habe." Er schickte seinen Adjutanten dahin ab, und erhielt von da einen Brief mit dem Befehle nach Versailles zu ziehen. Todtenblaß im Angesichte giebt er seinen Unwillen zu erkennen, und ruft: Marsch! Er reitet mit 4 Gliedern des Bürgerrathes hinter dem Vortrapp, und das Volk rief: Es lebe la Fayette! Und der nach Versailles ziehende Haufen war bei 40000 Mann stark.

Da sie in Montreuil angelanget waren, ließ la Fayette seine Mannschaft schwören, dem Könige und der Nazion getreu zu bleiben, und für die Wohnung des Königs Ehrfurcht zu haben. In Versailles ließ er diesen Schwur wiederholen. Alsdann sagte er zu den 4 Gliedern des Bürgerrathes: Wenn einer von uns lebendig zurückekömmt, der mache die Gründe dieses unsern Marsches bekannt; wir ziehen nach Versailles

den König zu schützen, und das Königreich zu retten. Um 12 Uhr Nachts kam er zu Versailles an; fand keine bösen Rotten, denn sie hatten sich versteckt; gieng zum Könige; versicherte ihn seines Schutzes; ermahnte ihn zur Ruhe zu gehen, und gieng selbst zur Ruhe, der er so sehr vonnöthen hatte.

Kaum fieng er an derselben zu genießen, so erhob sich das Toben des Volkes: der Abschaum desselben und die Meuchelmörder drangen in das königliche Schloß, tödteten viele Gardes du Corps, und es fehlte nur wenig, daß nicht auch die Königinn umgebracht wurde. La Fayette erwachet, erschrickt, und eilt in den Pallast. Unterwegs rettete er durch seine Grenadiere 16 Gardes, die man schon morden wollte, das Leben; versöhnte nun zum zweiten Male das Volk mit dem Könige, und, da der König zum Volke sprechen wollte, und vor Beklemmung nicht reden konnte, führte er das Wort anstatt desselben mit so vieler Beredsamkeit, daß viele tausend Stimmen zugleich aufriefen: Glücklich lebe der König! La Fayette wandte sich alsdann zum Könige, warnte ihn vor Partheimachern; sagte, sie seyen gegenwärtig, und er würde sie ihm

nen=

nennen; und scheute den Orleans nicht, den er hinter dem Könige doch stehen sah. Auch im Namen der Königinn sprach la Fayette, und stimmte das Volk zu milderen Gesinnungen gegen dieselbe um. Der König zog hierauf nach Paris. La Fayette versammelte den 8. des Monates die Offiziere der Bürgermiliz bei sich, und tadelte freimüthig ihr Betragen bei jenen Auftritten. Bald darnach wurde, eben auf la Fayettens Rath, Orleans nach England verwiesen.

Im Monate Jäner des Jahres 1790 am 11. zerstreute er abermal einen grossen aufrührischen Haufen, welche zwei Staatsgefangene ermorden wollten. Eben dieses that er auch am folgenden Tage, an dem er gleichfalls 300 aufgewiegelte Soldaten von der Bürgermiliz durch ein vortrefliches Manöver gefangen nehmen ließ, von denen aber einige, die sich schwimmend durch die Seine retten wollten, ihren Tod in den Wellen fanden. Um diese Zeit trugen die Repräsentanten der Gemeinde von Paris ihm eine Entschädigung für den durch die Revolution erlittenen Verlust an; und er war großmüthig genug sie nicht anzunehmen. So wenig trachtete er nach Reichthümern, aber eben so wenig bestrebte er sich auch nach

eitler Ehre. Abbe Fauchet schlug vor, ihn zum Kommandanten der gesammten Bürgermiliz in ganz Frankreich zu ernennen; er aber zeigte in einer wohl verfaßten Rede, daß er auf eine solche Art ein allgemeiner Diktator wäre; er machte vielmehr dagegen den Vorschlag, daß Niemand in mehr als einer Abtheilung Kommandant über die Nazionelgarden seyn sollte. Durch diese Rede bewirkte er, daß Fauchets Vorschlag gänzlich verworfen wurde.

Er kannte aber auch keinen Neid, keinen Haß, keine Rachsucht. Er wußte Persönlichkeiten zu verzeihen: wenn aber die den Gesetzen schuldige Ehrfurcht verletzet wurde, ahndete er es mit größter Strenge. Hievon gab er am 25. Mai ein schönes Beispiel: Ein Mann hatte einen Sack Waizen gestohlen, das Volk hing ihn auf; la Fayette kam dazu, und befahl seinem Adjutanten, den Strick abzuschneiden; das Volk wollte den Dieb noch einmal hängen: la Fayette setzte sich dawider mit einer zierlichen Rede, die das Volk aufmerksam anhörte. Ein Mann aber schrie laut auf: Verstopfet eure Ohren vor dem Geschwätze, und hänget den Dieb auf. La Fayette ritt auf ihn zu, faßte ihn beim Halse, und führte ihn ins Gefängniß. Er kam zurück, hielt eine neue

Rede an das Volk, und selbes war ruhiger; Tausende riefen aus: Glücklich lebe la Fayette!

Am 13. Julius, am Tage vor dem grossen, ewig unvergeßlichen Bundesfeste, hielt der König Revüe über die Abgesandten französischer Regimenter, und jene Nazionalgarden, die aus allen Abtheilungen Frankreichs gekommen waren. Hierbei hielt la Fayette eine schöne Rede an den König, die sich mit Worten schließt, welche seine ganze Gesinnung ausdrücken. Er sagte: „Die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören „Eurer Majestät Gehorsam, welcher keine „andere Gränze haben wird, als das Gesetz, und Liebe, welche kein anderes Ziel „haben wird, als das Ziel unseres Lebens." Der König beantwortete diese Rede mit einer andern, die zwar kurz aber sehr vortreflich war. Am Feste selbsten, am 14. wo die vollkommenste Ruhe, nicht ohne sein Zuthun herrschte, bestieg er den Bundesaltar, und sprach: „Ich schwöre der Nazion, „dem Gesetze, und dem König auf immer „getreu zu bleiben; aus allen meinen Kräften die von der Nazionalversammlung beschlossene, und von dem König angenommene Konstituzion zu erhalten; die Si-

„cherheit der Personen und des Eigenthums,
„so wie auch die freie Zirkulazion des Ge-
„treides im Innern des Königreiches, und
„die Einnahme der öffentlichen Steuern,
„von welcher Art dieselben auch seyn mögen,
„gesetzmässig zu beschützen, und durch die
„unzertrennlichen Bande der Bruderliebe
„mit allen Franzosen vereinigt zu bleiben."
Dann schwang er die Fahne, streckte den Arm empor, und rief: Ich schwöre es. Diese letzten Worte wiederhohlten alle bewaffneten Bürger. Einige Tage darnach gaben ihm diese mit deutlichen Worten ihre Ergebenheit gegen ihn, und ihre Anhänglichkeit an die Gesetze zu erkennen.

Nicht lange darnach hatte es die Orleanische Partei, die ganz aus nichtswürdigen Menschen bestand, darauf angeleget, die königl. Familie, die Minister, viele Glieder der Nazionalversammlung, den Maire der Stadt, und auch den la Fayette zu tödten, und alsdann den gottlosesten Buben, Orleans, auf den königl. Thron zu heben. Dieser boshafte Streich war auf den Anfang des Monats September festgesetzet. La Fayette erhielt hievon Nachricht; er wußte das ganze Unglück abzuwenden. Schon rottete sich der rasende Pöbel zusammen, und war bereit den boshaftesten

Streich auszuführen; la Fayette brauchte mehr nicht, als ein Bataillon Bürgermiliz, und nur mit dieser zerstreute er den Pöbel, und vereitelte gänzlich das unmenschliche Vorhaben desselben.

La Fayette war immer ein konstituzioneller Freund des Königthums, und ein persönlicher Verehrer des Königs Ludwig. Er wußte, daß viele dem König anriethen, das Reich zu verlassen; um diese Flucht zu verhindern, ließ er alle Posten des königlichen Wohngebäudes besetzen, nur einen nicht, nämlich das Prinzenthor: weil dieses Thor zu weit abgelegen, und meistentheils verschlossen war. Durch dieses Thor entfloh auch der König den 20. Junius 1791; und la Fayette gerieth bei der Nachricht davon in Wuth. Schnell sandte er einen Eilbothen Herrn Baillon nach Saint Menehould, mit dem Befehle an den Postmeister, die königl. Familie anzuhalten, und gefangen zu nehmen. Der Postmeister befolgte den Befehl; der König wurde angehalten, und nach Paris zurückgebracht. La Fayette war ihm mit seinen Soldaten bis nach Bondy entgegen gegangen. Der gekränkte Monarch sagte hierbei: „Das ist nun das zweite Mal, daß „mich la Fayette gefangen nimmt, um seine „Republik zu gründen.“

Den 17. Julius war wiederum das Volk von den Jakobinern aufgewiegelt worden, und schrie: man sollte die königl. Familie verjagen, die Nazionalversammlung auseinandertreiben, und die Vorzüglichsten tödten. La Fayette rückte mit der Bürgermiliz an, und wurde mit Steinen geworfen; es rückten mehrere Detaschemente an, und hatten eine gleiche Begegnung zu erfahren. Nun wurde Feuer unter das Volk gegeben, und der Pöbel zerstreuet. Bei diesem Aufruhr schoß ein Bösewicht auf la Fayetten, verwundete aber nur dessen Pferd.

Da die Kabalen wider ihn zunahmen, und die Macht der Jakobiner täglich wuchs, legte er am 8. Oktober 1791 seine Stelle nieder, verließ den folgenden Tag Paris, und setzte sich auf seinen Landsitz in Auvergne, den einzigen, der ihm von seinen vielen Gütern noch übrig geblieben war. Hier lebte er eine Weile in Ruhe, und verschrieb sich, um seinem Vaterlande nützlich zu werden, zwei Familien aus England, die seine Aecker und Gärten bebauen sollten; weil diese Beschäftigungen in England weit besser, zweckmäßiger und wirksamer betrieben wurden, als in Frankreich. Doch das Volk liebte ihn noch immer, und da im Jahre 1792 ein neuer Maire von Paris sollte ge-

wählt werden, hatte er, obwohl er abwesend war, nach Pethion, der es wirklich wurde, die meisten Stimmen. Die Jakobiner wollten ihn noch einmal auf ihre Seite bringen, allein ihr Bemühen war vergebens; er blieb der von ihm beschwornen Konstituzion getreu.

La Fayettens Ruhe dauerte nicht lange. Sobald der König gezwungen worden war, dem deutschen Kaiser den Krieg zu erklären, wurde er nach Paris berufen, und man hatte ihm den Antrag gemacht, einen Theil der Armee zu kommandiren. Er nahm den Antrag an, und machte mit Dumouriez und Degraves, den zweien Ministern den Plan zum künftigen Feldzuge. Nun erhielt er auch vom Könige das rothe Ordensband, und nahm es an, weil die erste Nazionalversammlung, die sonst alle übrigen Ordensbänder vernichtete, dieses dem Könige zu ertheilen, und den Franzosen zu tragen erlaubte. Er hatte die Befehlshaberstelle über das Centrum der Armee, und sollte mit 10,000 Mann nach Namur vordringen, und sich dieser Festung, die nur mit einem Bataillon Wallonen besetzet war, bemächtigen, hernach aber nach Brüssel oder Lüttich vordringen, wo die Gemüther in Gährung waren, und man Unterstützung

wider die Armee der Oesterreicher hoffen konnte. Zugleich sollte die Armee des Rochambeau Blendangriffe auf die Oesterreicher machen, um ihre Aufmerksamkeit von Namür abzulenken.

La Fayettens Armee war in dem elendesten Zustande; sie litt Mangel an Brode, an Fourage, an Pulver und Pferden; und doch rückte er vor. Die beiden Blendangriffe, die General Biron bei Mons, General Dillon bei Dornik machte, fielen übel aus, indem die Gemeinen flohen; la Fayettens Mannschaft war mißvergnügt, und mußte durch äusserst beschwerliche Wege marschiren, und doch kam er den 2. Mai auf das österreichische Gebiet; fand die kaiserliche Armee in voller Bereitschaft; griff dieselbe mit Muth an, wurde geschlagen und mußte zurücke weichen. Er rückte in sein Lager ein; bath um Abhilfe der Bedürfnisse seiner Armee, und konnte keine erhalten: weil ihm der Kriegsminister Degraves und sein Nachfolger Servan abgeneigt waren, und dadurch Anlaß suchten, ihn von der Armee wegzudrücken. Pethion und Manuel brachten es dahin, daß die Büste des la Fayette aus dem Saale des Rathhauses weggebracht wurde; allein, daß das Andenken an dessen Verdienste aus dem Herzen

des irregeführten Volkes verdrängt wurde, konnten sie nicht bewirken.

Unterdessen erhielt Marschall Lukner anstatt des Rochambeau das Kommando über die Nordarmee. Zu diesem begab sich la Fayette; wurde auf dessen Befehl mit allen militärischen Ehrenzeichen empfangen; verabredete mit ihm, daß sie einen Vertheidigungskrieg führen wollten, da der bei der Armee herrschende Mangel an allen Nothwendigkeiten einen Angriffskrieg unmöglich machte. Eben dieser Mangel, das Toben der Jakobiner wider ihn, und der Umstand, daß den 21. Junius der elende Bierbräuer Santerre den König auf die niederträchtigste Art beleidigte, und dennoch unbestrafet blieb, bewogen ihn nach Paris zu gehen. Mit dem Bewußtsein rechtschaffen gehandelt zu haben, erschien er mitten unter seinen Feinden, und steifte sich auf seine Unschuld nur allein. Er führte bittere Klagen über alles was geschah bei der Nazionalversammlung, und gieng dann unbewaffnet, ohne Begleitung, mitten durch das Volk in die Thuillerien, um den gekränkten König, als das konstituzionsmäßige Oberhaupt seiner Nazion in seinem Leiden zu trösten. Hierauf wurde sein Untergang im Klubb der Jakobiner beschlossen.

Als la Fayette von Paris zur Armee zurücke kam, ließ er dieselbe noch einmal schwören, der Nazion, dem Gesetze und dem Könige treu zu seyn. Hierauf traf er mit Luknern einen Tausch; er überließ demselben die Centralarmee, und übernahm das Kommando über die Nordarmee. Er marschirte mit selber auf Befehl des Kriegsministers gegen Valenciennes; traf unter Wegs mit der Armee des Marschall Lukners zusammen, wo beide 2 Tage stehen blieben, und dann ihren weitern Marsch antraten. Zu Valenciennes war wiederum eine Unterredung des la Fayette mit Luknern und Dümouriez, mit dem der erstere in einen heftigen Wortwechsel kam, in welchem Dümouriez zuletzt sagte, er werde das Verfahren des la Fayette niemals vergessen, und wolle den Streit nach geendigtem Kriege ausmachen.

Unterdessen hatten die Jakobiner am 10. August den König seiner Würde entsetzet, und als Gefangenen in den Tempel geführet; zugleich aber beschlossen, alle getreuen Anhänger der Konstituzion zu stürzen, damit sie nicht blutige Rache an ihnen nehmen konnten. Unter diesen war la Fayette immer einer der ersten: er sollte also auch gestürzet werden. Zu diesem Ende wurden

8 Kommissarien zu seiner Armee gesandt, die seine Handlungen untersuchen, und sich seiner Person versichern sollten. Er aber ließ sie gefangen nehmen, und im Schlosse zu Sedan unter lautem Zujauchzen des Volkes daselbst fest halten. Da er nun hierdurch die ganze Gewalt derer, deren Bosheit jetzt in Frankreich herrschte, wider sich gereitzet hatte, und sich zu schwach fühlen mußte, derselben wirksam zu widerstehen: so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich zu entfernen. Dieses war um so viel nothwendiger, weil sehr viele Civilobrigkeiten in seiner Nähe, ein grosser Theil der Armee, und selbst Lukner die Gefangennehmung des Königes billigten.

La Fayette bekam einen Kourier von Herrn Claviere, auf dessen Passe der Namen des Königes ausgestrichen war, den er ebenfalls ins Gefängniß bringen ließ. Er korrespondirte mit Niemanden, als mit dem Direktorium des Ardennendepartements. Den andern Departements ließ er eine Art Koalizion vorschlagen, um im Namen des Königs so lange zu handeln, bis er die exekutive Gewalt wiederum in seine Hände bekäme. Er wollte sich in einen festen Platz einschliessen, und dort die konstituzionelle Fahne aufstecken: allein seine getreuen Of-

fiziere mißriethen es ihm aus dem Grunde, daß er dadurch die koalisirten Mächte eben sowohl als die Jakobiner wider sich reizen, und dadurch seinen Tod beschleunigen, als auch den Tod des Königs bewirken würde. Es war also nichts anderes zu thun, als zu entfliehen.

Er entfloh auch wirklich den 19. August mit einigen Offizieren, unter dem Vorwande einer Rekognoszirung; er ließ seine Husaren Eskorte zurücke, und schickte seine Ordonanzen ab, um jene von seiner Abreise zu benachrichtigen, die ohne diese Nachricht in Gefahr kommen konnten. Nahe bei Rochefort im Lüttichischen kamen sie gegen eine Truppe Oesterreicher; sie schickten dem kommandirenden Offizier eine Erklärung zu, in der sie eine sichere Durchreise als Ausländer verlangten: allein sie wurden von dem österreichischen General Harnoncourt gefangen genommen, und nach Namur geführet. Hier blieb la Fayette einige Zeit in Verwahrung; hernach überließ ihn der Kaiser dem König von Preussen, der ihn nach der Festung Magdeburg zu bringen befahl, wo er den 3. Jäner 1793 anlangte, und bald darnach den General Neuwinger zum Gespane bekam. Gerade ein Jahr darnach, nämlich den 3. Jäner 1794 wurde er dem

Kaiser zurückgegeben, und dann nach Olmütz in Mähren in die Festung gebracht, wo seine Gefangenschaft sehr milde war, und er sogar die Erlaubniß hatte, auf den Wällen spazieren zu gehen.

Diese Spaziergänge gaben Anlaß, daß er Gelegenheit suchte zu entfliehen, und sie auch kurz vor Ostern 1795 durch Beihilfe des Doktors Bollmann, auch eines Amerikaners, und noch eines andern Mediziners fand. Aus diesem läßt sich schon genugsam sehen, daß nur ein Verläumder habe sagen können, la Fayette habe in Olmütz eine harte Gefangenschaft gehabt. Seine Flucht war bald kund gemacht; man setzte ihm nach, hohlte ihn ein, und brachte ihn nach Olmütz zurück, sammt dem Doktor Bollmann, den man aber bald darauf entließ. La Fayette wurde nach dieser Flucht genauer beobachtet, und seine Spaziergänge beschränkt. Sein Sohn ist in Amerika, unter der Obsorge Washingtons, und giebt Hoffnung seinem Vater ähnlich zu werden. Seine Gemahlin, und seine zwei Töchter kamen nach Wien; sie wurden von dem Kaiser liebvoll aufgenommen, und erhielten die Erlaubniß ihren Gatten und Vater in Olmütz zu besuchen. Seine Gattinn war mit ihm in einem Zimmer, und die beiden

Töchter bewohnten ein abgesondertes Zimmer, durften aber täglich einige Stunden bei ihren Eltern zubringen. Diese drei weiblichen Seelen bestrebten sich, so zu sagen um die Wette, seine Gefangenschaft ihm zu versüssen.

Bei Betreibung des Friedensgeschäftes hatte Buonaparte den Befehl von dem französischen Direktorium, die Befreiung des la Fayette anzusuchen, und der zur Milde und Gerechtigkeit geneigte Kaiser ließ sie ihm angedeihen. La Fayette wurde den 19. September 1797 nebst seiner Familie, und den Mitgefangenen de la Tour Maubourg und Bureau de Pusy aus der Festung entlassen, und nahm seinen Weg mit seinen Geliebten nach Hamburg, um von da aus nach Amerika zu ziehen.

Dúmouriez.

Karl Franz Dúmouriez wurde den 26. Jáner 1739 zu Cambrai gebohren. Sein Vater war Kriegskommissár; seine Mutter, die eine Nichte des General Boussu war, starb frühzeitig, und hatte nebst ihm noch zwei Töchter, die aber álter als er waren, hinterlassen. Bis in sein siebentes Jahr war er lahm; mußte immer in einem Lehnstuhle sitzen, und war ganz in Eisen geschnürt. Abbe Fontaine nahm ihn zu sich, und half ihm zu Leibeskráften und zur Gesundheit. Da er neun Jahre alt war, kehrte er zu seinem Vater zurück, der ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache selbst beibrachte. Die Jesuiten machten ihm Lust in ihren Orden zu treten, sein Vater schien nicht dagegen zu seyn; allein er gab ihm solche Bücher zu lesen, die ihm den Orden verhaßt machten, und ihn auf andere Gedanken brachten. Hierauf lernte er englisch, italiánisch, spanisch, griechisch

und deutsch; las fleissig gute Bücher, verlegte sich auf die Rechtswissenschaften, und versprach seinem Vater sich dem Militärdienste nicht zu widmen. Im Reiten und Fechten brachte er es sehr weit.

Als der Krieg zwischen Oesterreich und Preussen im Jahre 1756 ausbrach, und Frankreich mit dem ersten verbunden war, mußte sein Vater als Kriegskommissär zur Armee, die das Hannoveranische erobern sollte, abgehen; Karl Franz begleitete ihn, und wurde seines Verstandes und seiner Fähigkeit wegen vom Marquis d'Armentieres zu seinem Adjutanten angenommen, den er aber bald wiederum verließ, um mit seinem Vater nach Ostfriesland zu gehen, dessen Verwaltung demselben übertragen war. Er wurde von diesem zu dem Herzoge von Broglio abgeschickt, dessen Korps eben zwei Dörfer angriff; er gesellte sich zu einer Grenadierkompagnie, und half die Dörfer erobern, wobei er eine leichte Kontusion bekam. Da die Franzosen Ostfriesland räumen mußten, ging er mit seinem Vater nach Frankreich zurücke.

Sein Wunsch war von dieser Zeit an immer in Kriegsdienste zu treten; er ging in dieser Absicht nach Versailles, wo er bei einem

einem Kavallerieregimente als Offizier eintrat. Die Engländer hatten Cherbourg eingenommen; Dümouriez aber im Walde vor Cherbourg einen englischen Dragoner-Offizier gefangen genommen. Im Jahre 1760 war er bei dem Korps des Ritters Dumuy, der mit einem Verluste von 6000 Mann geschlagen wurde. Bei dem Rückzuge sammelte Dümouriez 200 Reiter von verschiedenen Regimentern, und deckte mit selben den Rückzug einiger Abtheilungen von Infanteristen. Einige Zeit darnach mußte er bei einem Kanal vorbeireiten, und wurde von 20 feindlichen Husaren angefallen; die in der Nähe befindlichen Reiter entflohen, sein Pferd fiel todt nieder, der Fuß war eingeklemmt, und doch vertheidigte er sich liegend wider seine Feinde. Zwei hatte er schon todtgeschossen, und drei verwundet; er aber verlohr den Mittelfinger der rechten Hand durch eine Kugel, die ihm zugleich den Griff des Säbels zerschmettert hatte. In diesem Augenblicke kömmt der damalige Erbprinz (nunmehrige Herzog) von Braunschweig, und konnte ihn nur mit Mühe beim Leben erhalten. Er hatte bei diesem Vorfalle 10 Wunden und 13 Kontusionen erhalten, wurde in das Lager des Erbprinzen getragen,

daselbst gut behandelt, und dann frei entlassen; er ging nach Frankreich, und ließ sich kuriren. Der Kriegsminister stellte ihm frei, zur Belohnung dieser That entweder eine Hauptmannsstelle oder das Ludwigskreuz zu wählen; seine Wahl fiel auf das erste, und er wurde als Hauptmann bei dem Regimente Descars angestellet.

Sobald er geheilet war, ging er wiederum zur Armee ab. Nach der Schlacht bei Gellinghausen bekam er Befehl mit 50 Reitern und 100 Mann Fußvolk die Kommunikazion zwischen dem Prinzen Soubise, zu dessen Armee er gehörte, und dem Marschall Broglio offen zu halten. Jener zog bei der Nacht nach Münster, der letztere nach Hessen, ohne dem Dümouriez Nachricht zu geben. Er verlangte vom Broglio Verhaltungsbefehle, der ihm antworten ließ, er habe ihm keine zu geben. In dieser Ungewißheit wurde er von 1000 Hannoveranern angegriffen; er wußte sich geschickt zurückzuziehen, verlohr dabei zwei Mann, machte aber 24 Feinde gefangen; erbeutete 40 Wägen mit Haber, und kam nach 14 Tagen bei der Armee des Prinzen wiederum an. Er bekam zum Geschenke 100 Thaler, theilte sie aber unter seine Soldaten aus.

Nach erfolgtem Frieden wurde sein Regiment aufgelöset, und er erhielt nebst 9 andern Hauptleuten den Abschied. Man ertheilte ihm auch das Ludwigskreuz. Er hatte während des Krieges 22 Wunden erhalten: darum ihm auch 600 Livres Pension versprochen wurden, die man ihm aber niemals bezahlte. Ungeachtet seiner grossen Jugend machte er sich während des ganzen Krieges wenig Vergnügen: seine Unterhaltung bestand vorzüglich in seiner kleinen Bibliothek, die er überall mit sich führte; und die vorzüglich aus historischen, mathematischen und militärischen Büchern bestand. Auf dem Marsche nach Frankreich verliebte er sich in die Tochter der Schwester seines Vaters, und versprach ihr die Ehe; da aber sein Vater diese Ehe verhindern wollte, nahm er Opium ein. Sobald dieses anfing zu wirken, reuete ihn seine That; er suchte Hilfe, trank das Oel aus einer Hauslampe, und wurde dadurch erleichtert. Nach seiner Genesung korrespondirte er immer mit seiner Geliebten, aber unter einem erborgten Namen.

Nun wollte er im Auslande sein Glück suchen, und reisete mit einem Passe aus Frankreich. Seine Reise machte er theils zu

Fusse, theils bald auf bequemen bald auf unbequemen Fuhrwerke nach Italien, und langte in Genua an. Die Republik wollte der Stadt Ajaccio in Korsika, die vom Paoli belagert wurde, 500 Mann zu Hilfe schicken. Dumouriez trug sich zum Kommandanten über dieselben an, erhielt aber abschlägige Antwort. Er ging nach Rom, und trug von da aus in einem Briefe dem Paoli seine Dienste an, der sie aber auch nicht annahm. Nun wurde er mit einem der ersten Feinde des Paoli, mit einem muthigen Jünglinge, Kosta de Kastellana, bekannt; diesem rieth er den Paoli zu bekämpfen, und Korsika von Genua frei zu machen; zugleich versprach er ihm Unterstützung von Frankreich zu verschaffen. Er reisete nach Korsika, und fand, daß Paoli zwar viele Anhänger hatte, Kosta aber dennoch widerstehen konnte. Von da segelte er nach Frankreich ab, wo er erst nach einer 33 Tage langen Fahrt in elendem Zustande ankam, weil er durch einen 14 Tag anhaltenden Sturm an die Küste von Tunis war geworfen worden.

Nachdem er zu Paris angekommen war, erfuhr er, daß Frankreich die Genueser unterstütze wider den Paoli, und dennoch redete er mit dem Minister Choiseul, in Hoff-

nung, ihn seinem Wunsche geneigt zu machen. Choiseul schlug ihm sein Gesuch ab, und schalt ihn vor andern Menschen einen Abentheurer. Aufgebracht sagte er: „Die „sie hintergehen, Monseigneur, sind Abenstheurer, ich bin ein Offizier voll Ehre, „und werde mit meinem Kopfe und Degen „überall Brod finden.“ Nach diesen Worten drängte er sich durch die Gegenwärtigen, und entfernte sich. Weil er nun glaubte, die Bastille befürchten zu müssen, reisete er zu Fuß von Paris ab, blieb zur Nachtszeit nur in Dorfschenken, und schrieb unterwegs einem seiner guten Freunde nach Paris, der ihm seinen Mantelsack nebst Geld zur Unterstützung schickte. Nun ging er nach Mons in den (damals noch) österreichischen Niederlanden, von da aus schrieb er seinem Vater. Dieser ging zum Herzog von Choiseul, ihn um Verzeihung zu bitten: die Unterredung fiel ganz zu Gunsten des jungen Dümouriez aus. Nach wenigen Tagen erhielt er von seinem Vater Geld, einen ganz artigen Brief vom Herzoge, seinen Adelsbrief, und die königliche Erlaubniß in Spanien zu dienen, nebst Empfehlungsschreiben an den spanischen Minister und an den französischen Gesandten in Madrid. Zu Ostende schiffte er sich ein, und segelte nach

Spanien. Diese Reise machte er im Jahre 1764.

In Madrid nahm sich seiner der alte und reiche Marquis d'Ossuna an, der ihm auch mißrieth spanische Kriegsdienste zu nehmen. Er machte in Spanien verschiedene Reisen in mehreren Provinzen, und schrieb darüber Bemerkungen. Dann reisete er nach Portugall, wo er sich vorzüglich um die Ufer der portugiesischen Flüsse, und um die haltbaren Orte dieses Königreiches umsah, und seine Bemerkungen hierüber aufschrieb. Hieraus verfertigte er sein Werk, das er betitelte: System des Angriffes und der Vertheidigung von Portugall. Er blieb in Spanien bis in das Jahr 1767, da er nach Frankreich zurück ging.

Unterdessen war Krieg zwischen den Korsikanern und Franzosen ausgebrochen. Der Herzog von Choiseul glaubte, Dümouriez könnte seinem Vaterlande gute Dienste leisten, und machte ihn zum Generalquartiermeister bei der Armee, welche gegen Korsika fechten sollte. Bei dieser Gelegenheit söhnte er sich mit seinem Vater aus, mit dem er seit einiger Zeit entzweiet war. Da er eben sich einschiffen wollte nach Korsika zu gehen, erhielt er einen andern Auftrag: es waren nämlich 4000 Jesuiten, die aus

Spanien vertrieben waren, in Korsika, die Frankreich daselbst nicht dulden wollte; sie sollten daher unter der Anleitung des Dümouriez in das päbstliche Gebieth gebracht werden. Da man diesen unglücklichen Klosterleuten nicht mehr als soviel geben wollte, was ein gemeiner Matros zu bekommen pfleget, nahm sich Dümouriez derselben an, und erhielt für sie eine bessere Behandlung. Nachdem er nun dieses Geschäft beendiget hatte, ging er nach Bastia, wo er den Obergeneral fand, der bald nachher einen Kriegsrath hielt, in dem man beschlossen hatte, die Korsikaner anzugreifen.

Dümouriez war mit diesem Plane nicht zufrieden, weil er ihm schädlich für die Franzosen zu seyn schien; jedoch er that alles, was man von einem beherzten Krieger nur erwarten konnte. Er bestieg mit einem Unteroffizier und 12 gemeinen Grenadieren die Redouten, die auf einem beinahe unersteigbaren Felsen errichtet waren, nahm den Kommandanten gefangen, und trieb die 300 Korsen, die dieselben besetzet hatten, in die Flucht, ohne selbst dabei einen grossen Verlust zu haben, oder mehr Zeit dazu zu brauchen, als eine Stunde. Bald darnach gelang es ihm durch eine besondere List, ein Korps von beiläufig 5000 Mann

zum Rückzuge zu zwingen. Einige Zeit hernach schloß der Kommandant der französischen Armee einen Waffenstillstand, den Dümouriez, der ihn mißrathen hatte, als französischer Offizier respektiren mußte; weil er aber zugleich ein aus Korsen bestehendes Freikorps kommandirte, so hielt er dafür, daß er als Anführer derselben an den Waffenstillstand nicht gebunden sey, welches er auch dem General Paoli zu wissen machte.

Er griff den Hafen Isola Rossa, der mit 50 Kanonen besetzet war, nur mit 150 Mann an, weil der Kommandant ihm versprochen hatte, die Festung zu übergeben. Allein derselbe war untreu, und empfing den Dümouriez mit einem solchen Kugelregen, daß mehr als die Hälfte der Korsen geblieben sind. Diese Unternehmung nahmen seine Feinde zum Anlasse ihn zu lästern, und zu verleumden. Allein da ein neuer kommandirender General zur französischen Armee kam, der mit dem Waffenstillstande äusserst unzufrieden war, Dümouriez Unternehmen aber lobte, so wurden seine Feinde bald seine besten Freunde. Er verhielt sich noch in mehreren Gelegenheiten sehr wohl, wurde zum Obersten ernannt, und erhielt eine ansehnliche Summe Geldes zur Entschädigung, weil ihm schon vor einiger Zeit mehrere in

dieser Stelle unbilliger Weise vorgezogen wurden. Die Franzosen hatten nun ganz Korsika im Besitze bis auf Korte, in welchem Schloß 70 Räuber eingeschlossen waren, die Feuer zu legen drohten, so bald man Gewalt brauchte. Dümouriez schloß mit ihnen einen Akkord, und rettete dadurch alles Schätzenswerthe. Nun hatten die Korsen keinen haltbaren Ort mehr, und mußten sich den Franzosen ergeben, dieses geschah im Jahre 1769.

Nun ging Dümouriez zu seinem Oheime nach Versailles, weil sein Vater in diesem Jahre verstorben war, und eine Erbschaft von 70,000 Livres hinterlassen hatte. Er erhielt auch eine jährliche Pension von 3000 Livres; den folgenden Winter brachte er in Gesellschaft grosser Gelehrten zu. Im Frühjahre 1770 hatten die Konföderazionen in Pohlen Frankreich um Hilfe und Unterstützung angesucht: Dümouriez wurde dann von Choiseul erwählet, daß er nach Pohlen reisen sollte, um zu sehen, wie weit man sich auf sie zu verlassen habe. Nach dreimonatlicher Vorbereitung zu dieser Reise trat er sie auch im Monate Julius an, nachdem er 12,000 Livres Reisegeld und einen monatlichen Gehalt von 1000 Livres erhalten hatte. Auf dieser Reise hatte er in Bai-

ern eine Unterredung mit dem Churfürsten, von dem er die Erlaubniß erhielt, 22,000 Flinten aus dem Münchner Zeughause gegen Bezahlung mit sich zu nehmen. In Wien wurde er dem Fürsten Kauniz, der grossen Theresia, und dem unvergeßlichen Joseph vorgestellet. Hier traf er auch zwei Deputirte an, welche ihm die Konföderazion entgegen geschicket hatte.

Er fand die Konföderazion in dem elendesten Zustande: überall herrschte eine unbegränzte Verschwendung, Pharaospiel und Tanz verdrängte ernsthaftere Geschäfte; sie hatten gehoffet, Dümouriez werde ungeheure Summen mitbringen, und waren daher sehr unzufrieden, da er ihnen meldete, daß er ohne Geld gekommen sey. Ihre militärische Verfassung war noch schlechter: sie hatten vorgegeben 40,000 Mann zu haben, und hatten ihrer nur 17,000; die Anzahl ihrer Anführer war verhältnißmässig zu groß, und diese waren untereinander uneinig, eifersüchtig, und eben darum mißtrauisch; die Kavallerie war undisziplinirt, das Geschütz zu wenig, und feste Plätze beinahe gar keine. Dümouriez war schon entschlossen, Pohlen zu verlassen, als die Gräfinn Mniczek die Konföderirten dahin zu bewegen

wußte, daß sie seine Plane annahmen, wodurch er bewogen wurde da zu bleiben.

Dümouriez machte für das folgende Jahr trefliche Plane, um die Absichten der Konföderazion zu erreichen, allein der Umstand, daß unterdessen in Frankreich d'Aiguillon an die Stelle des Choiseul gekommen war, machte ihm einen starken Strich durch seine Rechnung. Im April 1771 machte er einen guten Anfang kriegerischer Operazionen, die Pohlen wurden dadurch schwindlich gemacht, glaubten schon unumschränkte Herren der ganzen Welt zu seyn, und überliessen sich vielen Ausschweifungen; sie verwarfen die Plane, die er entworfen hatte, und würden ihn sogar mißhandelt haben, wenn er sie nicht mit seinem Muthe in Furcht gesetzet hätte; der General Pulawski drohte ihn gefangen zu nehmen, er aber drohte dagegen ihm eine Kugel durch den Kopf zu schiessen. Er ließ auch einige Edelleute, die grosse Verbrechen begangen hatten, hinrichten, ungeachtet sich die Armee des Pulawski dawidersetzte, die er durch aufgeführte Kanonen, und dadurch, daß er ihren General und den General Miaczinski als Geisseln fest halten ließ, in Respekt erhielt. Er wurde dadurch den Pohlen verhaßt, sie gehorchten ihm nicht mehr,

und er verließ die ganze Sache. Man schickte ihm zwar noch einmal Deputirte, die ihn zurück rufen sollten, allein er blieb bei seinem Entschlusse, und zog sich auf das Land in die Einsamkeit.

Hierauf erhielt er bald von Frankreich aus einen Nachfolger in der Person des Viomesnil, dem man die Umstände der Konföderazion sehr glänzend abgemalen, den schlechten Erfolg aber dem Dümouriez zur Last geleget hatte. Allein sobald Viomesnil die Sache richtiger eingesehen hatte, wurde er ein besonderer Freund seines Vorfahrers, und berichtete nach Frankreich, daß dessen Plane vortreflich seyen; Viomesnil wünschte auch, Dümouriez möchte sich entschliessen unter ihm in Pohlen noch länger zu dienen: allein dieser war dazu nicht zu bewegen, sondern trat seine Rückreise an. Er reisete sehr langsam durch Böhmen und Sachsen, und kam erst im Februar 1772 nach Frankreich zurücke.

Sein Erstes war, daß er sich nach Versailles zum Herzog d'Aiguillon verfügte, der ihm manche Vorwürfe machte, auf die er sehr unbescheiden und stolz antwortete; der Herzog drohte ihm mit der Bastille: er aber nahm seine Zuflucht zum Kriegsminister, wurde von ihm in Schutz genommen,

und bei der Legion Lothringen angestellet. Weil er nun keine Geschäfte hatte, so unterhielt er sich abermal mit gelehrten Sachen, und verfaßte einige militärische Werke, die aber noch nicht gedruckt sind; allein seine Ruhe dauerte nicht lange. In Schweden waren im Jahre 1773 bedenkliche Umstände, in welchen Frankreich durch Traktaten verbunden war, dem Königreiche mit 7000 Mann zu Hilfe zu kommen. Da Frankreich diese Pflicht erfüllen wollte, widersetzte sich England, es seye dann, die Ueberschiffung der Truppen geschähe auf englischen Schiffen, und unter Begleitung englischer Fregatten. Diesen Schimpf seinem Vaterland zu ersparen, schlug Dümouriez vor, redliche und geschickte Staabsoffiziere in das nördliche Deutschland zu schicken, und einen General-Pardon für alle französische Deserteure ausrufen zu lassen. Er glaubte auf diese Art könnten leicht 8000 Mann zusammen gebracht, und aus Deutschland nach Schweden überschiffet, und also die Traktaten gehalten werden, ohne der unbilligen Forderung Englands sich zu unterwerfen. Der Plan wurde begnehmiget, und er erhielt den Befehl nach Hamburg zu gehen, und ihn auszuführen, doch sollte alles ohne Vorwissen des Herzogs d'Aiguillon gesche-

hen; aber sobald er nach Hamburg kam, hörte er, daß in Schweden alles ruhig sey, und nun sein Geschäft das Ende erreichet habe.

Nun wollte er nach Brandenburg reisen: allein er wurde auf Befehl des französischen Gesandten verhaftet, nach Frankreich geführet, und in die Bastille gebracht. Die Ursache seiner Gefangennehmung war freilich mehr nicht, als eine Kabale: allein er wurde doch hart gehalten, oft gerichtlich und hinterlistig untersuchet, er aber wußte die Fragen stäts ins Lächerliche zu drehen, die Kommissarien mußten selbst lachen, fanden aber an ihm niemals ein Staatsverbrechen.

Während dieser seiner Verhaftung kam Ludwig der Unglückliche, im Monate Mai 1774 zur Regierung; dieser forderte auf das dringende Flehen des Dümouriez vom Herzoge einen Bericht über die ganze Sache. Nach dessen Erstattung wurde Dümouriez entlassen; mußte aber auf 3 Monate nach Caen gehen, um von Paris entfernt zu seyn. Er behielt seine Stelle, und seinen Gehalt, und genoß viele Freiheit; durfte sowohl in der Stadt, als auch auf das Land spazieren, und hatte die Erlaubniß seinen Degen zu tragen. In Caen fand er

abermal seine Cousine, für die er viele Hochachtung hatte; sie schwuren einander unzertrennliche Freundschaft zu: allein sie fiel in eine schwere Krankheit; er wartete ihr, die Freundschaft ging wiederum in Liebe über, und sie verbanden sich einander zu heurathen. Nachdem er vollkommen frei war, heurathete er sie noch im Jahre 1774. Doch konnte ihre Ehe nicht glücklich seyn: denn sie war zu viel Andächtlerin, er zu viel Philosoph, und sein Charakter war zu veränderlich. In den ersten Monaten nach ihrer Verbindung sprach sie schon von Ehescheidung.

Ich sehe mich gezwungen seine ferneren Thaten bis zur Revolution nur kurz zu berühren. Er schlug vor, daß Cherbourg im nördlichen Frankreich zur Anlegung eines Hafens erwählet werden sollte. Ferner brachte er in Vorschlag, wie auf die beste und zweckmäßigste Art nicht nur Bretagne, sondern auch die Normandie in dem damals von Frankreich zum Vortheile der nordamerikanischen Staaten wider England geführten Kriege könnte vertheidiget werden. Zur Belohnung wurde er Kommandant von Cherbourg. Er ließ den Hafen und die umliegenden Gegenden in guten Vertheidigungsstand setzen; ließ mehr Soldaten in die Festung rücken, und hatte zu nichts eine Or-

dre. Er brauchte Geld; verwendete es; man schrie dawider: er aber ließ sich nicht stören, weil er sah, daß eine Landung der Engländer zu befürchten war. Der Erfolg bewies gar bald, daß er weislich gehandelt hätte; darum er bald vom Könige und vom Kriegsminister alles das erhielt, was er zur Vertheidigung benöthigte, nebst vielen Lobeserhebungen. Späterhin rückte er in militärischen Ehrenstuffen immer weiter, bis er endlich im Jahre 1788 Brigadier wurde. Im Jahre 1789 beschenkte ihn der König mit einer prächtigen Dose mit seinem Bildnisse. Dümouriez hatte noch mehr nützliche Plane gemacht, welche alle aus verschiedenen Ursachen scheiterten. In eben diesem Jahre hatte sich seine Gemahlinn von ihm scheiden lassen.

Nun sind wir an dem Ausbruche der Revolution. Da die Reichsstände versammelt wurden, fand Dümouriez, daß es für den König gefährlich werden könnte, wenn sie zu Paris zusammen kämen; er schlug aber zu ihrem Versammlungsorte Tour oder Burges vor. Es wäre ihm leicht gewesen, Mitglied der ersten Versammlung zu werden; allein er wählte lieber seinen gemächlichen Aufenthalt zu Cherbourg; obwohl er auch

An-

Antheil an den Arbeiten derselben nahm. Er war gegen die Erklärung der Menschenrechte, und glaubte, man sollte den Bürgern vorher ihre Pflichten erklären, damit sie nicht ihre Kraft mit ihren Rechten verwechselten. Dem Veto, das man dem König einräumte, das ist, dem Rechte den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers die Einwilligung, mithin die Kraft eines Gesetzes zu benehmen, war er sehr abgeneigt, weil er es für einen Fallstrick hielt, den man dem Könige geleget hatte. Er hatte Befehl bekommen, die Ruhe in der Normandie, wo das Volk gegen den kommandirenden General sehr aufgebracht war, wieder herzustellen. Er reisete hin, machte gute Anstalten, kehrte aber bald wiederum nach Cherbourg zurück, wo ihn das Volk in kurzer Zeit darnach in der Kirche zum Generalkommandanten ausrief; er aber die Bürgermiliz einen Eid schwören ließ, daß sie nur zur Erhaltung, nicht zur Störung der Ruhe, errichtet seyn wollte.

Im Jahre 1790 legte er seine Stelle nieder, und ging nach Paris, vermuthlich weil er ein Anhänger des Orleans war, das sich aus zweien Stücken folgern läßt: denn erstens hatte er genauere Bekanntschaft

mit Madame Genlis, der Obersthofmeisterinn des Herzogs, wechselte mit ihr Briefchen, und hatte geheime Zusammenkünfte. Ist es demnach wohl glaublich, daß er nicht von der Partei gewesen sey, der sie zugethan war? Zweitens besuchte er den Jakobiner-klubb zu Paris, der damals noch den Herzog begünstigte. Er sollte mit 6000 Mann in die westindischen Inseln gehen, um dort die gestörte Ruhe wieder herzustellen; allein, da man ihm keine Instruction zur provisorischen Regierung der Kolonien mittheilte, so unterblieb diese Reise. In Paris hatte er keinen Gehalt; aber eine gute Freundinn, die ihn unterstützte. Er bewies in einer Schrift wider Mirabeau, daß man in den damaligen Umständen den Negern die Freiheit, wozu sie doch ein gegründetes Recht hätten, nicht zugestehen könnte. Er reisete nach den österreichischen Niederlanden, wo er gewiß durch seine Schriften vieles beitrug, die Widerspänstigkeit gegen ihren damaligen rechtmäßigen Herrn zu unterhalten.

Nach seiner Zurückkunft schrieb er ein diplomatisches Werk, in dem er zeigte, wie sich ein konstituzioneller König wider andere Mächte verhalten müsse. Dieses Werk fand vielen Beifall. Ein anderes Werk, das er über die Pflichten der Offiziere geschrieben

hatte, wurde nicht so gut aufgenommen. Im Jahre 1791 kurz vor der Flucht des Königs wurde er Mareschall de Camp bei der zwölften Division. Damals schon gab es unruhige Auftritte in der Vendee: allein er wußte sie zu unterdrücken. Dem unruhigen Jakobinerklubb zu Nantes vereitelte er alle Anschläge das Volk aufzuwiegeln. Mit Anfange des Jahres 1792 wurde er Generallieutenant, und erhielt vom Kriegsminister Narbonne ein Kommando bei der Rheinarmee unter dem Marschall Lukner. Allein sein Bestreben war Minister zu werden; was er auch durch Hilfe der Jakobiner erhielt. Der rechtschaffene Delessart wurde gestürzet, und Dümouriez nur einstweilen Stellvertreter des Ministers. Diese Stelle nahm er nicht an, und die Folge war, daß er zum wirklichen Minister am 15. März 1792 erhoben wurde.

Als Minister hielt er es immer mit den Jakobinern, und trachtete nur Mitglieder derselben in das Ministerium zu bringen. Er brachte es bei dem Könige dahin, daß allen denen, welche Pensionen genossen, ohne dem Staate wirkliche Dienste geleistet zu haben, dieselben entzogen wurden. Von seinem Gehalte entzog er sich eine ansehnliche

Summe, die er denen zuwendete, welche in seinem Departemente arbeiteten, um dadurch seine Partei zu vergrössern. Unter den Gesandten machte er grosse Veränderungen, rief alle jene ab, die ihm gegen die neue Konstituzion nicht recht geneigt zu seyn schienen. Von der Nazionalversammlung erhielt er zu geheimen Ausgaben 6 Millionen Livres. Er erklärte dem Hause Oesterreich den Krieg, ungeachtet der bekannten friedfertigen Gesinnungen des Kaisers Leopold, und seines Nachfolgers des Kaisers Franz, wessentwegen er auch von vielen getadelt wurde. Er setzte den Plan zum ersten Feldzuge auf; wobei es ihm aber, wie es allgemein bekannt ist, mißglückte; vorzüglich darum: weil bei der Armee Zügellosigkeit und Mangel an Nothwendigkeiten herrschte, weil die Belgier den Franzosen nicht die Hände reichten, und die Oesterreicher die Gränzen stärker besetzt hielten, als man glaubte. Dieser Zufall erregte Klagen der Generale wider ihn; machte die Nazionalversammlung von ihm abgeneigt, und verminderte überall sein Ansehen. Er fürchtete böse Folgen, und schränkte sich ganz auf sein Departement ein.

Die Jakobiner machten um ihn zu stürzen in der Nazionalversammlung die Mo-

tion, daß er über die erhaltenen 6 Millionen Livres Rechnung ablegen sollte. Er wollte dessenthalben seine Stelle niederlegen, behielt sie aber, da die Nazionalversammlung die Motion unterdrückte. Um sich nun an jenen Jakobinern, die man Girondisten nannte, von denen die Motion herkam, zu rächen, bewog er den König, die 3 Minister, Roland, Claviere und Servan, die von dieser Partei waren, zu entlassen. Er wurde dafür in öffentlichen Blättern von ihnen gewaltig gelästert; dagegen ihn die Gegner der Girondisten, die man Feuillans nannte, mit Lob überhäuften. Er schlug hierauf dem Könige neue Minister vor, und übernahm des Kriegsministers Stelle; behielt aber zugleich sein voriges Departement bei, weil er nicht sobald einen Nachfolger erhalten konnte.

Den vierten Tag seiner neuen Ministerstelle, begehrte er seine Entlassung vom Könige, und erhielt sie auch. Die Girondisten erstaunten hierüber, und ihre Wuth legte sich; noch grösser aber war das Erstaunen, da er der Nazionalversammlung die Rechnung über die empfangenen Gelder zugeschicket, und bewiesen hatte, daß er bei öffentlichen Ausgaben vieles ersparet, und von den 6 Millionen nicht viel über eine hal-

be Million ausgegeben habe. Nun lebte er wiederum in Paris einige Zeit in stiller Ruhe, bis er das Dekret erhielt, zur Luknerischen Armee abgehen zu dürfen. Er kam eben, da Lukner sich aus den Niederlanden zurück zog, zu seiner Armee. Hier mußte er es sich gefallen lassen, das kleine Kommando im Lager bei Maulde zu übernehmen, obwohl ihm als dem ältesten Generallieutenant ein grösseres gebührte. Dieses Lager sollte die Gegenden zwischen Lille, Douai, Bouchain, Valenciennes und Conde decken, und war zu diesem Zwecke zu schwach. Dümouriez wußte sich bald die Soldaten zu Freunden zu machen; fing an Orchies zu befestigen, und führte den kleinen Krieg so, daß seine Mannschaft dadurch Kühnheit und Mannszucht sich angewöhnte, und in beiden sich auszeichnete.

Mitten in diesen Arbeiten bekam er vom Lukner Befehl nach Valenciennes zu kommen, wo derselbe mit la Fayette war, und er die weitere Ordre erhielt, mit der Arriergarde, die nur aus 6 Bataillonen und Eskadronen bestand, im Lager bei Famars zu bleiben, bis General Dillon ankommen würde; unterdessen sollte er unter den Befehlen des la Fayette stehen, hernach aber mit ihm (Lukner) zu Metz zusammenstossen.

Die kleine Mannschaft setzte ihn in keine kleine Verlegenheit. Die Oesterreicher nahmen ihm Orchies weg, verliessen es aber bald wieder, weil es nicht konnte behauptet werden. Nun kam Dillon an, Dümouriez übergab ihm das Oberkommando, blieb aber bei selbem, wider den Befehl des Lukners, um wie man vorgab, die Gränzen Flanderns besser decken zu können. Lukner beschwerte sich über den Ungehorsam des Dümouriez bei dem Könige, und bat denselben den Ungehorsamen zu bestrafen; allein der König konnte es nicht thun, weil die Nazionalversammlung, welche alle Macht schon an sich gerissen hatte, ihn in Schutz nahm. Dillon hielt sich nur vertheidigungsweise; Dümouriez wollte ihn zu mehr Thätigkeit bewegen, allein er war mißtrauisch gegen ihn, und blieb bei seiner angenommenen Art, nur defensive zu handeln. Dagegen folgte auch Dümouriez nicht, da ihm Dillon vorschlug, er sollte nach dem 10. August die Soldaten noch einmal schwören lassen, der Nazion, dem Könige und dem Gesetze treu zu seyn.

Durch diese Widersetzlichkeit machte er sich bei den Girondisten so sehr beliebt, daß sie ihm das Kommando über die Nordarmee, welche bisher Dillon kommandirte, und zu-

gleich über die Centralarmee, deren Anführer la Fayette bereits ausgewandert war, anvertrauten. Nun stellte Dümouriez den Dillon an die Spitze der Centralarmee, doch so, daß er von ihm Befehle empfangen mußte: diese letztere war in dem elendesten Zustande. Unterdessen hatten die Preussen mit Hilfe der Oesterreicher Longwy eingenommen, und bedrohten Verdun. Dümouriez wollte es retten, allein seine Hilfe kam zu spät. Die Preussen und Oesterreicher drangen gegen Paris zu; Dümouriez um es zu verhindern, nahm eine furchtbare Stellung, die schon unüberwindlich zu seyn schien, die aber doch von dem österreichischen Helden Clerfait überwältiget wurde, und der französische General Chazot suchte vergebens demselben die errungenen Vortheile aus den Händen zu reissen. Dümouriez zog die Generale Kellermann und Bournonville mit ihren Abtheilungen an sich, und befahl dem General Dillon sich zurück zu ziehen; dessen Zurückzug aber war eine unordentliche Flucht seiner in Furcht gerathenen Soldaten.

Dümouriez hatte also durch die Verstärkungen Kellermanns und Bournonville, und mit dem Korps des Dillon eine Armee von allenfalls 70,000 Mann. Er hatte

zwar vom Kriegsminister Befehl bekommen, sich mehr gegen Paris zurück zu ziehen, er glaubte aber, es sey weder nothwendig noch vortheilhaft, und gehorchte nicht. Die Deutschen konnten nur langsam vorrücken, weil ihnen die Lebensmittel nur durch Umwege aus dem Luxemburgischen zugeführt werden konnten. Unterdessen war die Lage der Franzosen nichts weniger als gut: sie waren auf drei Seiten von den Deutschen umrungen, und litten Mangel an Lebensmitteln; sie waren sehr mißmuthig, allein Dümouriez war stäts unter ihnen, zeigte ihnen bessere Aussichten, theilte jede Noth mit ihnen, und tröstete sie; er wußte die Feigherzigkeit den einen zu benehmen, und zugleich die Ausgelassenheiten der andern zu bezähmen; was ihm schon darum leicht war, weil er von allen Soldaten wie ein Vater von seinen Kindern geliebt wurde. Unterdessen wurde die königliche Würde abgeschaffet, und Frankreich in eine Republik umgestaltet.

Um diese Zeit nahmen die bekannten Unterhandlungen zwischen Dümouriez, und dem damaligen König von Preussen ihren Anfang. Von Seite Preussens wurde dem französischen Heerführer Weihrauch gestreuet, und er nur allein für den Mann ausgegeben, der Frankreichs Unordnungen ein

Ende machen, und den Frieden wiederum herstellen könnte. Er hingegen sagte: Frankreich habe dem König von Preussen den Krieg nicht erkläret, und es stünde nur bei ihm Frieden zu haben, wozu nichts anderes erfordert würde, als daß er sich von Oesterreich trenne. Inzwischen geschah die Auswechslung der österreichischen, preussischen und hessischen Truppen, nicht aber der Emigranten. Es ward bedungen, daß in der Fronte des Lagers nicht geschossen werden sollte: dabei aber ließ Dümouriez doch immer die Oesterreicher und Emigrirten in der Flanke und vom Rücken beunruhigen. Uebrigens trachtete er, den König zum Alliirten Frankreichs, oder doch wenigstens von Oesterreich abwendig zu machen, allein es gelang ihm nicht.

Der König blieb noch auf dem Kriegstheater; der Herzog von Braunschweig schickte dem Dümouriez eine Proklamazion zu, in der er für fernere Unterhandlungen die unbedingte Wiedereinsetzung des Königs in seine vorige Würde zum Grunde legte; der Waffenstillstand wurde aufgekündiget, und die Deutschen traten ihren Rückmarsch an; aber es ist auch wahr, daß im Verfolgen von den französischen Unterbefehlshabern die Preussen geschonet, und wie Freunde

behandelt wurden; unterdessen bleibt auch das wahr, daß die Ebenen von Champagne immer für grosse Armeen unglücklich sind, wie es schon der überall gefürchtete Attila erfahren mußte. Das Nachrücken der Franzosen nach den Preussen, und das Verfolgen der Oesterreicher geschah nicht von Dümouriez selbst, sondern von seinen Unterbefehlshabern Kellermann, Dillon, Bournonville und andern; er selbst ging in das französische Flandern, wo der Herzog von Sachsen-Teschen sich des flachen Landes bemeistert hatte.

Da er nun hier die gehörigen Anstalten getroffen hatte, begab er sich nach Paris, um mit den Ministern sich über den Einfall in die österreichischen Niederlande zu besprechen: er erwartete herrliche Triumphe, erhielt aber im Konvente mehr nicht, als die Ehre der Sitzung. Für den gefangenen König that er — gar nichts. Zu Paris war es kindisch genug in dem alten Jakobinerklubbe die rothe Mütze aufzusetzen, und sich gleich wiederum mit den Girondisten zu vereinigen. Weil der Kriegsminister Servan entweder wirklich krank war, oder doch sich krank stellte, so entwarf Dümouriez den Plan des künftigen Feldzuges, und insonderheit der Eroberung Belgiens, welche ihm

sein ungerechter Haß gegen das Haus Oesterreich zu seinem Lieblingsstücke machte. Uebrigens war sein Plan in militärischer Hinsicht lobenswürdig: Montesquieu sollte in Savoyen und Nizza vorrücken, Kellermann bis Koblenz, und er selbst wollte ins Niederland einfallen. Unterdessen wurde er von dem berüchtigten Marat öffentlich beschuldiget, daß er Herzog in Niederlanden werden wolle; Roland der Minister des Innern sagte laut: Dümouriez sey desto gefährlicher, je mehr er Talente besässe. Von Paris reißte er nach Valenciennes, wo er eine Armee von beiläufig 90,000 Mann hatte.

Mit dem größten Theile dieser Armee fiel er in die kaiserlichen Niederlanden ein. Ein Theil derselben unter Anführung des General Bournonville wurde bei dem Dorfe Thulin geschlagen; aber durch den General Harville verstärket, und rückte wiederum vor. Am 6. November war die grosse Schlacht bei Jemappe, in der die Franzosen gewiß 9000, und die Oesterreicher 4000 Mann verlohren; der großsprecherische Dümouriez sagte zwar in seinem Berichte an den Konvent, er hätte bei 2000 Mann verlohren, allein alle dabei gefangenen französischen Offiziere gaben ihren Verlust einstim-

nig auf mehr dann 9000 Köpfe an. Die Oesterreicher mußten aber der gar zu grossen Uebermacht weichen; denn vor Anfang der Schlacht waren sie nur 17,000, die Franzosen aber 65,000 Mann stark, und machten also nicht gar den dritten Theil der Franzosen aus, zu Ende der Schlacht aber nicht einmal den vierten Theil. Nach diesem blutigen Gefechte nahm er Mons ein, rückte bis Brüssel vor, forderte die Stadt am 13. des Monates auf, und ungeachtet die Aufforderung angenommen wurde, besetzte er sie dennoch erst am 14. früh. Am 15. bildete sich daselbst ein Klubb; Dümouriez hatte ihn eröffnet, und wohnte seinen Sitzungen bei, so lange er in Brüssel blieb. Unterdessen waren die eigentlichen Jakobiner eifrigst bemüht, ihn zu stürzen: weil sie ihn sowohl als einen Freund des Orleans, als auch als einen Prätendenten der Oberherrschaft über Belgien fürchteten, und auch haßten.

Er fuhr fort in den Niederlanden Eroberungen zu machen; fand in Antwerpen und Mecheln grosse Vorräthe sowohl von Kriegsbedürfnissen, als auch von Lebensmitteln; Geld bekam er zwar von jenen Belgiern, die ihm geneigt waren, aber zu wenig: daher legte er der Geistlichkeit ein ge-

zwungenes Darlehen auf, was ihr zwar sehr beschwerlich fiel, aber ihr die Abscheulichkeit ihrer Widersetzung gegen ihren damaligen Souverain reichlich vergolt. Am 28. dieses Monates rückte der siegende Dümouriez in Lüttich ein, und so eroberte er in einem Monate ganz Belgien und das Lütticherland, mit Ausnahme der Provinz Luxemburg und der Stadt Herve. In Lüttich war das Volk nach dem Sinne der Jakobiner gestimmt, und beging viele Ausschweifungen; die zwei Konventskommissarien Danton und Lacroix, Freunde des Generals, bestärkten sie darinn wacker; er aber bekam dadurch eine stärkere Macht, was ihn in den Augen der Jakobiner in Frankreich immer noch verdächtiger machte. Sie machten daher auch, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihm befahl, die Neutralität des deutschen Reiches, die damals noch so, wie mit England und Holland bestand, genau zu beobachten, wodurch er genöthiget wurde die Winterquartiere, nicht seinem Wunsche gemäß am Rheine, sondern an der Maas zu nehmen. Um sie ruhig zu geniessen, nahm er noch Aachen, Herve und Henri Chapelle ein. Hierauf beschloß er mit Einwilligung der Konventskommissarien den dießjährigen Feldzug.

Er reiſete um die Zeit des Jahresanfangs von 1793 nach Frankreich, um auf die Abſtellung des Mangels der Lebensmittel bei der Armee zu dringen, und den Konvent dahin zu bewegen, daß er die Verordnung vom 15. Dezember 1792, vermöge welcher die franzöſiſche Verfaſſung in den eroberten Ländern mit Gewalt ſollte eingeführet werden, widerrufe; und um ſeinen Plan für den künftigen Feldzug vorzulegen. In Paris, wo er nur am Tage war, lebte er ſehr eingezogen, ſpeiſete nirgends als bei den Miniſtern Lebrün, und Garat, und ſeine Nächte brachte er zu Clichy zu. Seine Plane wurden einer beſondern Kommiſſion zur Unterſuchung übergeben, die aber nichts entſchied. Für den unglücklichen König verwendete er ſich zwar, aber nur in ſo ferne es ihm nothwendig zu ſeyn ſchien ſeinen Plan von der Erhöhung des Orleans auf den franzöſiſchen Thron ausführen zu können; allein ſeine Verwendung war unwirkſam, der König wurde hingerichtet. Am Tage der Hinrichtung Ludwigs verhielt ſich Dümouriez ſtill zu Clichy.

Sein Plan beſtand in dem, daß Frankreich acht Armeen an den Gränzen haben ſollte, nebſt einem Reſervekorps und einem kleinen Obſervazionskorps, welche zuſam-

men 370,000 Mann, ohne die Kommandirenden, und das Staabspersonale zu rechnen, betragen sollten. Die größte Armee sollte in Belgien zu stehen kommen: weil in diesem Lande, das keine Festungen hatte, alles durch Schlachten mußte bewirkt werden; die batavische Legion aber sollte derselben im Falle einer entstehenden Entzweiung mit Holland, und eines darauf folgenden Krieges zur Avantgarde dienen. Diese Legion aber war 10,000 Mann stark, und bestand meistentheils aus mißvergnügten Holländern, die nach dem Einmarsche der Preussen in Holland ihr Vaterland verlassen, und an den französischen Konvent sich gewendet hatten, von dem sie aber an den Dümouriez waren angewiesen worden. Jedoch die Holländer hatten sich damals erkläret, daß sie neutral bleiben wollten, wenn sie mit Dümouriez unterhandeln könnten; auch England war bereit die bis dahin beobachtete Neutralität beizubehalten, wenn derselbe nach London gesandt würde, um Unterhandlungen zu pflegen. Dieses Letzte war ganz nach seinem Geschmacke, und er wandte alles Mögliche an um es zu bewirken: allein die Jakobiner wußten es zu hintertreiben, denn sie befürchteten, seine

Ge=

Gesandtschaft in London könne ihnen und ihrem Sisteme sehr gefährlich werden.

Nachdem er nun keines seiner Projekte durchsetzen, und nicht einmal für seine Kavallerie frische Pferde, noch für seine Infanterie neue Rekruten bekommen konnte, so reisete er mit beklemmten Herzen den 26. Jäner des Jahrs 1793 von Paris ab. Seine Armee fand er in dem elendesten Zustande; sie war sehr vermindert, von allen Nothwendigkeiten entblößt, geneigt zu allen Gattungen Ausschweifungen. Die Oesterreicher hatten sich unterdessen sehr vermehret, und hatten an ihrer Spitze den Prinzen von Koburg, der seiner klugen Anstalten, seines Muthes und anderer militärischer Eigenschaften wegen jedem Feinde fürchterlich seyn mußte. Bei diesen Umständen wurde Dümouriez durch die einzige Hoffnung, England und Holland bei der Neutralität zu erhalten getröstet, aber auch diese wurde bald zu Wasser; er bekam nach wenigen Tagen die ganz unerwartete Nachricht, daß der Konvent den Engländern und Holländern den Krieg erkläret habe. Nun mußte er alle seine Plane erhöhen, wenn er sich in seinem Ansehen erhalten, und wirksam auf seine Zwecke hinarbeiten

wollte. Um diese Zeit wurde Bournonville Kriegsminister; und von diesem erhielt er alle nur mögliche Unterstützungen an Mannschaft, Kriegsgeräthe, Lebensmitteln und Geld, wodurch er neues Leben erlangte.

Am 17. Hornung rückte seine Armee auf das holländische Gebieth. Berneron kommandirte die Avantgarde, d'Arsson den rechten, Lecerf den linken Flügel, und Tilly die Arriergarde; er selbst verließ den 22. die Stadt Antwerpen, um zu seiner Armee zu kommen. Bei seinem Eintritt in Holland erließ er eine Proklamazion an das batavische Volk, welche in den unanständigsten Ausdrücken dasselbe zum Aufruhr gegen die rechtmäßige Obrigkeit reizte, und wo er in seiner gewöhnlichen Großsprecherei sich einen Befreier der Belgier und Bataver nannte. Er hatte bald das Mißvergnügen zu erfahren, daß die Holländer alle jene Fahrzeuge, die ihnen Berneron hätte wegnehmen sollen, gerettet hatten. D'Arsson nahm nach einer viertägigen Belagerung Breda weg, hernach nahm er Klundert, und nach wenigem Widerstand Gertruidenberg; Deflers belagerte mit Glücke Steenberg und Bergen op Zoom; desto unglücklicher aber war Berneron in Belagerung von Willemstadt, welche der tapfere Kommandant Beezelaer vertheidigte;

Dümouriez selbst hatte sich nach Moerdik begeben, und wollte von da über auf die Insel Dort gehen, wozu er trefliche Anstalten machte, und den Befehl gab, daß dieser Uebergang längstens bis am 10. März geschehen konnte: allein er geschah nicht.

Held Koburg fing mit Anfange des März an die Franzosen zurückzudrücken, und von der Maas zu vertreiben. Dieses machte den ganzen Plan scheitern; Dümouriez übergab die Armee, die seiner Meinung nach Holland überwältigen, und in Besitz nehmen sollte, dem General Desters, und reisete auf Befehl des Konvents zur Hauptarmee, aber sein Herz war voll banger Ahndungen; sein Heer war zu schwach und zu muthlos gegen die Kriegsmacht der Oesterreicher; das ganze gemeine belgische Volk war wider die Franzosen aufgebracht, wegen der Härte, mit der die Kommissarien das Dekret vom 15. Dezember des vorigen Jahrs in Ausübung brachten, und durch dieses Volk mußte er seinen Rückzug nehmen; viele Bauern hatten sich bewaffnet, um wider die Franzosen mit den österreichischen Kriegern zu streiten. Bei diesen so beklemmten Umständen sah er keine andere Aushilfe, als eine grosse Schlacht zu wagen; deren Ge-

winn ihm seine Einbildung als gewiß vorstellte. Dadurch konnte er hoffen, alle seine Projekte und vorzüglich das, das Orleanische Haus auf den französischen Thron zu bringen, endlich auszuführen.

Vor der Schlacht suchte er sich das belgische Volk geneigt zu machen; er vertrieb die Konventskommissarien von Antwerpen, Brüssel, und andern Orten; trieb die zu Brüssel errichtete Legion der Sanskülotten auseinander, nahm ihren Anführer gefangen; verbot dem Klubb sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, und bat den Magistrat daselbst, dem Volke die Verirrungen einzelner Personen nicht zur Last zu legen. Von Brüssel ging er zur Armee, die bei Löwen in einer schlechten Stellung stand; er gab ihr eine bessere Stellung, und ließ das Dorf Gotzenhofen, das auf einer Anhöhe liegt, und die ganze Gegend beherrscht, besetzen; ferner zog er das schwere Geschütz an sich, und rief jene Mannschaft zurücke, die schon das Heer verlassen, und nach Frankreich gehen wollte. Und nun wagte er den 18. März wirklich die grosse Schlacht bei Neerwinden. Der Angriff geschah auf fünf Punkten, und überall wurden die Franzosen zurückgeschlagen; das hartnäckigste Gefecht war zwischen den General Dümou-

riez, und dem berühmten Clerfait; der erstere verlohr ein Pferd unter seinem Leibe; die Franzosen büßten an Todten und Verwundeten, ohne die Gefangenen zu rechnen, über 5000 Mann ein, nebst mehr dann 30 Kanonen; die ganze Armee rückte, oder vielmehr floh zurücke. Nach dieser Schlacht zog sich die französische Besatzung von Diest nach Mecheln zurück; Dümouriez wollte sich bei Löwen halten, und ließ verschiedene gute Stellungen rings herum nehmen: allein Clerfait griff sie am 21. und am 22. dieses Monates an, überwältigte sie allenthalben, und zwang sie sich hinter Löwen zurückzuziehen. Den letztern Tag focht Dümouriez selbst in der Uniform eines Nazionalgardisten mit, um die übrigen Soldaten anzufeuern.

Den 25. eben dieses Monates zog er durch Brüssel, und nahm, nachdem die Oesterreicher wiederum im Besitze von Namur und Antwerpen waren, seine Stellung hinter Mons auf französischem Boden, wodurch er Maubeuge, Le Quesnoi, Conde, und Valenciennes zu decken suchte. Um diese Zeit ließ er auf Befehl des Konvents den General Miranda verhaften, und nach Paris führen. Bald darnach hielt er zu Ath eine Unterredung mit dem damaligen Ober-

sten, nunmehrigen F. M. L. von Mack, worinn er den österreichischen Befehlshabern schöne Anträge machte; allein er war der Mann nicht, dem man trauen konnte. Bald darnach mußte er das Lager bei Mons aufheben, und bezog ein anderes bei Dornik. In dieser Stadt fand er die Madame de Genlis, mit der Tochter des Herzogs von Orleans; er verwendete sich für dieselben bei den österreichischen Generalen, und erhielt ihnen zu Mons eine Freistätte. An eben diesem Orte kamen zu ihm drei Abgeordnete der Jakobiner, die ihm einen Brief vom Minister Le Brun überbrachten, eigentlich aber nur gekommen waren, seine Gesinnungen über verschiedene Gegenstände auszuforschen; er aber verbarg ihnen seine Denkungsart nicht im mindesten. Bald darnach erhielt er einen Brief von den Konventskommissarien, die in Lille waren, in dem sie ihn aufforderten nach Lille zu kommen, um sich über verschiedene Vorwürfe zu rechtfertigen, die man ihm machte: er antwortete ihnen aber, die Umstände erlaubten ihm nicht diesen Weg zu machen, vielmehr sollten sie sich zu ihm begeben; wenn er aber nach Lille käme, so würde er mit der Armee hinziehen, seine Verleumder zu bestrafen.

Er fand sich abermal bemüssiget, das Lager bei Dornik aufzuheben, und bezog wiederum jenes bei Maulde. Hier erforschte er die Gesinnungen seiner Armee, und hatte das Vergnügen, daß die vorzüglicheren Theile derselben auf seiner Seite wären: jedoch die Emissarien der Jakobiner wußten dieselben bald, theils durch prahlerisches Zureden, theils durch Geld und Verheissungen umzustimmen; Generale und Staabsoffiziere bezeigten ihm Abneigung, und unter dem gemeinen Volke fanden sich wohl gar Komplotte wider sein Leben, oder wenigstens für seine gefängliche Ueberlieferung nach Paris; er aber machte die besten Anstalten für seine Sicherheit. Er dachte aber auch zugleich auf die Rettung der vier erhabenen Gefangenen im Tempelthurme, was noch immer in seinem Plane lag. Zur Erreichung dieser Absicht suchte er Geisseln zu bekommen; aus dieser Ursache ließ er den Sohn des Konventsdeputirten Lecointre arretiren, und bestimmte dazu die vier Konventskommissarien, und den Kriegsminister, die von Paris zu ihm sollten geschicket werden, wie ihm Pariser Freunde geschrieben hatten.

Am 2. April Abends kam der Kriegsminister mit den vier Kommissarien, Camus,

Bancal, Lamarque und Quinette im Hauptlager beim Dümouriez an. Kaum sahen sich der Obergeneral und der Kriegsminister, so erwachte in beiden die alte Freundschaft, und sie umarmten sich auf das Feurigste; weil aber in diesem Zimmer der General Valence, und die Offiziere vom Generalstabe gegenwärtig waren, so verlangten die Kommissarien in ein anderes Zimmer zur Unterredung geführet zu werden; er weigerte sich lang, gab aber doch endlich nach. Nun zeigte ihm Camus das Dekret des Konvents, das ihn vor die Schranken vorforderte: er sagte, die Umstände liessen es nicht zu, daß er die Armee jetzt verlasse, die Kommissarien sollten bei ihm bleiben, bis die Armee wiederum organisirt sey, damit sie selbst das was vorgeht sehen, und ihn, wenn er strafbar wäre, absetzen könnten; aber auch dann, setzte er hinzu, werde er nicht nach Paris gehen, noch sich vor dem Revoluzionstribunale stellen, das er, wenn er genugsame Macht hätte, gewiß abschaffen würde. Man versicherte ihm, daß ihm kein Leid widerfahren würde, man legte ihm viele andere Gründe vor um ihn zur Reise nach Paris zu bewegen; er aber blieb unbeweglich, und rieth ihnen nach Valenciennes zurückzukehren: hätten sie ihm

gefolget, so würden sie nicht seyn arretirt worden.

Hierauf entfernten sich die Kommissarien, um sich zu berathschlagen, was nun zu thun sey. Unterdessen redete Dümouriez mit dem Kriegsminister, der ungeachtet seiner Freundschaft für ihn, dennoch mit der Wahrheit zurückhielt, und ihn nur bat, sein Schicksal von jenem der Kommissarien nicht zu trennen, das Dümouriez auch versprach. Dieser hatte, da ihm die Ankunft dieser Herren schon vorher war berichtet worden, das Husarenregiment Berchiny zu seinem Schutze bereit gehalten, und war immer mit einiger Mannschaft desselben umgeben. Da nun nach geendigter Berathschlagung die Kommissarien wiederum eintraten, fragte ihn Camus, ob er nach Paris gehen wollte, und er antwortete: Nein. Hierauf sagte Camus, er suspendire ihn von seinem Amte, und verbiethe den Soldaten ihm ferner zu gehorchen; einige gegenwärtige Offiziere bezeigten hierüber ihren Unwillen: Camus aber drohete ihnen, er wolle sie verhaften lassen. Kaltblütig öffnete Dümouriez die Thüre, rief die im Hofe aufmarschirten Husaren hinein, und befahl ihnen, daß sie die vier Kommissarien und den Kriegsminister nach Dornik zu dem öster-

reichischen General Clerfait führen sollten, wohin er auch alle jene bringen ließ, die er bisher zu verhaften befohlen hatte. Er schrieb zugleich einen Brief an Clerfait, worinn er ihn bat, diese Personen als Bürgen für das Leben der königl. Familie in Empfang zu nehmen, den Bournonville aber mit Auszeichnung zu behandeln.

Nun wollte er die Soldaten vorbereiten, um sie zur Ausführung seiner Zwecke zu gebrauchen, allein die Jakobinerkommissarien hatten sie fast alle verführet, und von ihm abspenstig gemacht, er mußte dann den 4. schon sein Heil in der Flucht suchen, wo er mit wenigstens 10,000 Flintenkugeln begleitet wurde. Zwei Husaren und zwei Bedienten wurden erschossen; sein Sekretair, Cantin, wurde gefangen, und mußte nachher sein Leben unter der Guillotine lassen. Am 5. begab er sich in Begleitung seiner zwei Brüder, des Herzogs von Chartres (des jüngern Egalite), der zwei Obersten Thouvenot und Montjoye, und einiger andern Staabsoffiziere nach Dornik zum General Clerfait. Eine Stunde später folgten ihm 50 schwere Reiter, eine halbe Eskadron Husaren vom Regiment Sachsen, und das ganze Husarenregiment Berchiny. Bald nach diesen kamen auch die Generale Neuil-

ly, Bouille, de Bannes, Second, Damas, Marasse, Ruault und Berneron zu ihm. Man hatte auch versuchet, die Kriegskasse mitzunehmen, allein der Versuch mißlang.

Dümouriez und alle andern übergetretenen Soldaten wurden in dem österreichischen Lager sehr gut aufgenommen; die Stadt Leuze und die umliegende Gegend war ihnen zum Sammelplatze angewiesen; sie erhielten von der Stunde an den Sold wie andere österreichische Soldaten, und Dümouriez versprach die Gelder, wenn günstigere Umstände wieder eintreten sollten, getreu zu ersetzen. Er sah bald ein, daß er auch nun seine Plane, die immer ins Abentheuerliche fielen, noch nicht ausführen könne, daher verließ er am 10. die kaiserliche Armee, und begab sich nach Brüssel, wo er von dem österreichischen Minister Grafen von Metternich freundschaftlich empfangen wurde. Von da reisete er von einem Orte zum andern, und wurde nirgends aufgenommen. Ueberall war er verdächtig; überall verhaßt. In Paris wurde er für vogelfrei erkläret; seine Sachen wurden konfisziret; jenem, der ihn arretiren oder tödten würde, wurden 300,000 Livres versprochen, und alle, die man im Verdacht hatte, mit ihm ein-

verstanden zu seyn, wurden verhaftet. In Brüssel setzte er eine Rechtfertigung seines Betragens auf, die man aber verlachte, für falsch angab, und in den Städten Belgiens, wo sie angeschlagen war, herabriß.

Er reisete in die Schweiz, und wollte sich zu Solothurn oder Bern niederlassen, allein die Schweizer Obrigkeiten wollten es nicht gestatten, und er mußte fürchten, die 300,000 Livres möchten einem der dort sich aufhaltenden Emigranten Lust auf seine Freiheit, oder seinen Kopf machen; er reisete daher nach Würtemberg, konnte aber die Erlaubniß, sich nur 6 Stunden zu Stuttgard aufzuhalten, nicht erlangen. Er kam nach Würzburg, erhielt aber sogleich die Erinnerung, daß er in 3 Tagen das ganze Land müsse geräumet haben. Der König von Preussen schlug ihm die Erlaubniß ab, im Anspachischen oder Baireuthischen leben zu dürfen. Er wollte in Mergentheim seinen Wohnort aufschlagen, aber auch hier wurde er von dem Kurfürsten von Köln als ein verwegener und gefährlicher Mann abgewiesen. Er reisete hernach wiederum nach Brüssel, allein weil das batavische Volk zu sehr wider ihn aufgebracht, und sein Leben daher in Gefahr war, so erhielt er vom Erzherzoge Karl die Anweisung Belgien zu

verlassen; zugleich aber auch einen Paß, um ungehindert nach London reisen zu können, wo er auch unter dem Namen Peralta ankam.

Doch in England durfte er nicht bleiben, er kehrte also nach Deutschland zurück. In Ostende stieg er ans Land, und war in Gefahr ermordet zu werden. Nach den neuesten Berichten lebt er nun in der Gegend von Kiel. Im Jahre 1794 kam zu Hamburg von ihm heraus: Memoires du General Dumouriez ecrits par lui même. (Denkwürdigkeiten des Generals Dümouriez von ihm selbst beschrieben.) Im Jahre 1795 sein Leben in 3 Bänden, nebst einigen andern kleineren Schriften. Im Jahre 1797 erschien von ihm: Recueil de traités politiques, und Reponse au rapport du Deputé Camus. (Sammlung politischer Abhandlungen. — Antwort auf den Bericht des Deputirten Camus.)

Dümouriez ist klein von Person, hat feurige Augen, und seine Bewegungen sind heftig. In Gesellschaften ist er munter und scherzhaft; sein Verstand ist hell und durchdringend; sein Geist listig; sein Herz muthig und kühn. In Gefahren ist er unerschrocken; in Widerwärtigkeiten geduldig; im Umgange mit Menschen weiß er sich in

die Umstände zu schicken. Er hat viele Kenntnisse; redet nebst der französischen mehrere andere Sprachen, und unter diesen auch die deutsche. — Der Enthaltsamkeit wegen kann man ihm keine Lobrede halten, zwei auch drei Gesellschafterinnen auf der Bahne dieser Eitelkeit mußten ihm oft die Bitterkeiten seines Lebens versüssen, und er wußte es so anzufangen, daß keine Eifersucht unter ihnen sich regte. Sein größter Fehler aber ist Stolz, und eitle Großsprecherei.

Pitt.

William Pitt, dieser junge und so ausserordentlich berühmte Premierminister des englischen Hofes ist der zweite Sohn des eben so berühmten Staatsministers Chatham, und am 8. May des denkwürdigen Jahres 1759 gebohren, in welchem der Ruhm der Administration seines Vaters den höchsten Gipfel erreicht hatte, wo die britische Flagge allenthalben triumphirte, Englands Waffen siegten, sein Handel blühte, und die auswärtigen Besitzungen gesichert waren. An seinem ältern Bruder, dem jetzigen Lord Chatham, sah sein Vater keine grossen Fähigkeiten zu einem öffentlichen Redner; an ihm aber bemerkte er die Keime von Talenten, die ihn einst fähig machen würden in dieser Sphäre zu glänzen. Auf die Bildung eines Sohnes, dessen Genie dem seinigen so ähnlich zu seyn schien, legte er sich also mit grossem Eifer, und fand Ursache mit dem Erfolge zufrieden zu seyn. Ein

ernsthaftes Wesen, Aufmerksamkeit, Fleiß und Genauigkeit in Vollbringung der verschiedenen Tagwerke, die man ihm auflegte, um seinen jungen Verstand mit dem Elementen der Wissenschaften zu bereichern, zeichneten ihn schon in seinen Jugendjahren aus.

Nicht sobald aber ward seine Kenntniß der klassischen Gelehrsamkeit für hinlänglich gehalten, um ihn zu den höhern Gefilden der Litteratur und der verschiedenen Zweige der Philosophie zu führen, als er, in dieser Absicht, auf die Universität zu Cambridge geschickt wurde. Hier war es, wo sein Charakter sich zu bilden anfing, und wo die Lehren, die sein Vater ihm gegeben hatte, ihre erste Wirkung äußerten. Was für Proben seiner Beredsamkeit oder politischen Geschicklichkeit er gegeben, ist nicht allgemein bekannt; aber die Lehrer der Universität hegten bald fast durchgängig die Meinung, daß er bestimmt sey, einer der Ersten zu seyn, welche Bahn des Lebens er immer zu betreten geneigt sey. So jung und unerfahren er damals noch war, so brachten ihn doch viele seiner vertrautesten Bekannten als kein unschickliches Subjekt zum Repräsentanten dieses alten und gelehrten Kollegiums in Vorschlag. Da indessen

die=

diese Wahl ihm streitig gemacht wurde, so war er so höflich sie abzulehnen, worauf er zum Parlamentsgliede für Poole erwählt wurde.

Im Hause der Gemeinen machte er bald, sowohl durch seine Beredsamkeit als durch seine Grundsätze, Aufsehen. Er trat unverzüglich und entschieden auf die Seite der ruhmvollen Schaar von Patrioten, die verbunden durch die grossen und nahen Gefahren des Vaterlandes, und beseelt durch den Enthusiasmus für das allgemeine Wohl des Staats, so lange, so eifrig und so großmüthig rangen, um den gefallenen Kredit und die schwindende Jugendkraft des brittischen Reichs wieder herzustellen. Die erste Rede, die er im Parlamente hielt, fesselte die Aufmerksamkeit und erwarb ihm das theilnehmende Gefühl dieser ehrwürdigen Versammlung in bewundernswürdig hohem Grade. Nichts that je eine schönere oder schnellere Wirkung. Das ganze Haus fühlte sich in Erstaunen hingerissen und überwältigt. Man erkannte gewissermassen den Geist seines unsterblichen Vaters wieder, man fühlte diesen in der bilderreichen Sprache, den kühnen Ideen, der geschmackvollen Manier, den lebhaften geistvollen Gedanken und den

verfassungsmäßigen Gesinnungen des Jünglings.

Zur Vergeltung für die Gefälligkeit des Volkes, welches in ihm den verstorbenen Vater bewunderte, und ihm den Namen: Retter des sinkenden Staats, zujauchzte, nahm er sich mit Wärme seiner Sache an, und warf sich öffentlich zum Verfechter seiner Rechte auf. Seine Motion, daß das Haus sich in eine Committee verwandeln möchte, um über die dienlichsten Mittel, eine gleichmäßigere Repräsentazion des Volks im Parlamente zu bewerkstelligen, zu berathschlagen, verschaffte ihm den größten Kredit. Der Vorschlag, wie sichs nicht anders erwarten ließ, ward verworfen, hatte aber die gute Folge, daß dieser Gegenstand von dem Augenblick an die allgemeinste und angelegentlichste Aufmerksamkeit erweckte, wiewohl die mit der französischen Revoluzion eingetretenen veränderten Umstände den einsichtsvollen Minister fest bestimmten, diese Sache nicht nur ruhen zu lassen, sondern sich auch ganz gegen ihre Ausführung zu erklären, da jetzt gerade der unschicklichste Zeitpunkt wäre, dergleichen Konstituzionsveränderungen vorzunehmen.

Pitt bewies seinen Scharfsinn und das Bewußtsein seiner eigenen Wichtigkeit zur

Genüge bei jener Veränderung der Administrazion, welche eine Folge von Lord Norths Entlassung war. Er sah diese Revoluzion vorher, und trug alles bei um sie zu beschleunigen; gleichwohl nahm er in dem allgemeinen Arrangement, welches darauf erfolgte, die ihm angebothene Stelle eines Lords der Admiralität nicht an. — Das politische System, welches die nun herrschende Rockinghamische Partei angenommen hatte, und befolgte, war von dem System seines Vaters, und dem, wozu er sich bekannte, nur in sehr unwesentlichen Stücken verschieden, und doch stimmte er nie herzlich mit derselben überein. Die Ursache davon ist sehr ungewiß. — Der Tod des Marquis von Rockingham machte keine unerhebliche Epoche in der politischen Geschichte Großbrittaniens, und Pitt gelangte bald nachher zu einem ehrenvollen Posten in der Administrazion.

Er wurde nemlich im Juny des Jahres 1782 zum Kanzler und Unterschatzmeister der Exchequer ernannt und als Mitglied des königlichen Raths beeidigt. Dieses Departement ist eines der wichtigsten unter der Krone; sein Gegenstand sind die Finanzen des Landes, und es begreift daher alle Ref-

forcen desselben unter sich. Es verbindet dem zufolge mit einer wichtigen und weit ausgedehnten Patronatsschaft, ein ganz besonders verwickeltes und unermeßliches Geschäft. Die mancherlei Emolumente, die ihm zufliessen, steigen zu einer sehr grossen Summe, und sind eine angemessene Belohnung für den unermüdeten Fleiß und die grosse Verantwortung, die es voraussetzt.

Ein Kanzler der Exchequer von 22 Jahren! Dieß war natürlicher Weise ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde und Spekulazion. Der Pöbel staunte ihn als ein übernatürliches Wesen an, das mit der Kraft Wunder zu thun begabt sey. Doch auch der vernünftigere Theil des Publikums billigte seine Wahl; man setzte alles Zutrauen in ihn, und er trat sein mächtiges Amt zu einer Zeit an, da die Finanzen der Nazion nicht in dem blühendsten Zustande waren. Genie und Klugheit waren daher nie nothwendiger als gerade itzt; doch man täuschte sich in ihm nicht. Pitt übertraf sogar alle Erwartungen.

Die Verhandlungen seiner Administrazion sind gewiß wichtig. Der allgemeine Friede, welcher den amerikanischen Krieg beschloß, zeichnete sich gleich Anfangs darunter besonders aus; und der junge Staats-

mann ließ sich weder durch die vielen Urtheile dagegen, noch durch manche Verfügungen des Parlaments ausser Fassung bringen. Und obwohl er bald darauf das Kabinet wieder verlassen mußte, so diente dieß vielmehr, um einestheils die Sehnsucht nach seiner baldigen Rückkehr desto stärker zu machen, anderntheils aber ihn späterhin in desto hellerem Glanze wieder hervortreten und seinen erhabnen Posten desto länger und ehrenvoller behaupten zu lassen. Ehe er zum zweitenmal ins Ministerium berufen wurde, brachte er wie gewöhnlich seine ganze Zeit mit Studiren und Reisen hin.

Was Pitt seitdem für seine Nazion gewesen ist, wie er mit weiser Hand das Ruder des Staatsschiffes, selbst wenn die gefährlichsten Stürme es aufs heftigste zu erschüttern drohten, lenkte; wie er jeden seiner Schritte mit der in seiner Lage so nöthigen Vorsicht abzumessen wußte, und wo er erst ein Unternehmen wagte, dieses mit aller Entschlossenheit und unerschütterlichen Beharrlichkeit ausführte; wie er die Faktionen zu stören, den öffentlichen Kredit aufrecht zu erhalten, und in der Abbezahlung der Staatsschulden bis zum Anfange des itzigen Kriegs gegen die französische Republik mehr leistete, als selbst seine Freun-

de erwarteten und seine Feinde je hatten zugeben wollen; wie er endlich, da er sein Vaterland auch zur Theilnahme an dem itzigen schrecklichen Kriege bewegte, immer noch Hilfsquellen findet um ihn mit Nachdruck fortzusetzen, und sich selbst, ungeachtet aller Gegenbemühungen der Oppositionspartei, an deren Spitze Fox und andere berühmte Männer stehen, doch auf seinem Posten zu behaupten weiß; — dieses alles und noch vieles andere was Pitt that, wissen meine Leser ohnehin so gut, daß es überflüssig wäre, noch mehr davon zu sagen.

Die Beredsamkeit dieses jungen Staatsmannes, den sein Posten so oft in den Fall setzet, das Wort zu führen, hat von ihrem Zauber noch nichts verlohren; vielmehr tritt er selten auf, ohne Bewunderung zu erregen, und immer hört man ihm mit Aufmerksamkeit zu. Seine Diktion ist ausnehmend rein und klassisch, seine Reden zeichnen sich durch starke treffende Züge aus, sein Räsonnement hat eine ungewöhnliche Energie, und seine Deklamazion eine besondere Schärfe.

In seinem Aeussern herrscht Würde und edler Anstand; und wenn ihm Mangel an einem gefälligen, einnehmenden Wesen, vorzüglich gegen das schöne Geschlecht, vor-

geworfen wird, so muß man dieß auf Rechnung seiner stäten Beschäftigungen mit den ernsthaftesten, wichtigsten Gegenständen, auf Rechnung seines Temperaments, und seines ganzen Charakters, der schon in frühen Jahren ganz zu männlicher Ernsthaftigkeit und Gesetztheit gestimmt war, schreiben. — Seine Zeitgenossen erkennen in ihm den grossen Sohn eines grossen Vaters, und die Nachwelt wird ihn gewiß an jene grossen Männer anreihen, welche sich um ihr Vaterland die ausgezeichnetesten Verdienste erwarben, und für ihre Namen ein immerwährendes, unvergängliches Ehrengedächtniß stifteten.

Kaunitz.

Wenzel Anton des heil. Röm. Reichs Fürst von Kaunitz und Graf von Rietberg, des goldnen Vliesses Ritter, des königl. St. Stephansordens Großkreuz, k. k. wirkl. geheimer Rath, Konferenz- und Staatsminister, auch Kanzler des militärischen Marien-Theresienordens, wurde am 2. Februar 1711 zu Wien gebohren. Er war unter 19 Kindern seines Vaters der fünfte Sohn, und daher dem geistlichen Stande gewidmet; da aber seine Brüder alle, theils vor dem Feinde theils im Krankenlager starben, so verließ er den geistlichen Stand, um die von seinen Voreltern so ruhmvoll eröffnete Bahn der Staatsdienste zu betreten.

Er studirte Anfangs zu Wien, und hierauf zu Leipzig, ward im Jahre 1737 Reichshofrath, und zwei Jahre darauf zweiter kaiserl. Kommissär am Reichstage zu Regensburg. Als aber schon im folgenden Jahre Kaiser Karl VI. starb, und sein Amt

dadurch aufhörte, begab er sich auf seine Güter in Mähren; doch genoß er hier nicht lange der Ruhe. Schon im Jahre 1742 erhielt er eine neue Bestimmung; er wurde nämlich als bevollmächtigter Minister an den Sardinischen Hof gesandt, der eben mit dem Oesterreichischen in eine neue Allianz getreten war, und legte die letzte Hand an diese Verbindung.

Der günstige Begriff, den Kaunitz schon damals von seinen Einsichten und seinen Ministerialfähigkeiten gegeben hatte, verschafte ihm bald einen noch wichtigern Beruf. Der Erzherzog Karl von Lothringen und die Erzherzoginn Maria Anna, Generalgouverneure der Oestr. Niederlande vermählten sich zu Wien, am 7. Jäner 1744, und Kaunitz wurde zu derselben obersten Hofmeister, und an des Grafen von Königsegg Stelle zum königl. ungar. böhm. Minister an demselben Hofe ernannt. Er kam den 17. Oktober nach Brüssel, um die Leitung aller Geschäfte zu übernehmen, die damals um soviel bedenklicher waren, da der König von Frankreich bereits den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande am ersten den französischen Einfällen ausgesetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum bevollmächtigten Minister ernannt; da aber 1746 die

Franzosen einen sehr grossen Theil der Niederlande besetzten, so ging er nach Aachen, wo er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserinn wiederholt um seine Entlassung bat, die er denn auch erhielt.

Kaunitz erschien jedoch bald wieder auf dem politischen Schauplatze, da nämlich im Jahre 1748 zu Aachen die Präliminarien des Friedens geschlossen wurden. Bei diesen Unterhandlungen, wobei er als k. k. ausserordentlicher Bothschafter und bevollmächtigter Minister auftrat, erwarb er sich durch seine ausgezeichneten Geistesgaben sowohl, als durch sein edles und offenes Benehmen, womit er sich in den Unterhandlungen über alle die kleinlichen Spitzfindigkeiten hinaussetzte, welche man so oft unverdientermassen mit dem Namen der Staatsklugheit beehret, die Hochachtung aller anwesenden Minister, und legte hier den Grund seines nachher allgemein ausgebreiteten Ministerialruhmes.

Nachdem der Aachner Friede geschlossen war, verlieh ihm die Kaiserinn Maria Theresia zu Anfang des Jahrs 1749 zum Beweise ihrer Zufriedenheit den Orden des goldnen Vliesses, und ernannte ihn zugleich zum k. k. Bothschafter in Paris, wo er bis zu Ende des Jahrs 1752 blieb, und die vollkommne Achtung des Hofes und der

Nazion gewann. Während dieser Gesandtschaft legte Kaunitz den Grund zu der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, die später erfolgte. Da indeß der Hof- und Staatskanzler Graf Uhlfeld seine Entlassung verlangt hatte, so wurde Kaunitz zu dessen Nachfolger ausersehen. Daher ward er zu Ende des Jahrs 1752 von Paris abgerufen, erhielt aber zugleich den Auftrag, die Rückreise über Brüssel zu nehmen, um daselbst wo möglich den Verhandlungen ein Ende zu machen, die wegen der Barrieren schon ein ganzes Jahr ohne Erfolg gedauert hatten. Kaunitz kam zwar im Jäner 1753 nach Brüssel, und hatte dort mit dem Bevollmächtigten der Generalstaaten, Grafen von Bentink, einige Konferenzen; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich sehr bald.

Nach seiner Ankunft in Wien im Jahre 1753 trat Kaunitz sogleich die Stelle eines Hof- und Staatskanzlers, in Verbindung mit der obersten Leitung der Niederländischen und Lombardischen Geschäfte und mit der Würde eines wirklichen Konferenz- und Staatsministers an, welche Würde er bis an sein Lebensende bekleidet hat. Im Jahre 1764 wurde er in den Reichsfürstenstand mit seinen männlichen Erben, nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben. Sein

erstes und vorzüglichstes Ministerialgeschäft war die im Jahre 1756 zu Stand gekommene Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, zweier Staaten, bei denen die gegenseitige Feindschaft und Erniedrigung seit Jahrhunderten zur Staatsmaxime geworden war. Seitdem hatte er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten allein geleitet, in die inneren einen starken Einfluß gehabt, und dabei das unbegränzte Vertrauen der Kaiserinn Maria Theresia, so wie später Kaiser Josephs II. Leopolds II. und Franz II. genossen.

Die letzte Zeit seines Lebens hinderte ihn sein hohes Alter noch Theil an den Staatsgeschäften zu nehmen, und er genoß selbe in philosophischer Ruhe: Reiten, in welcher Kunst er Meister war, blieb bis an sein Ende eine seiner Lieblingsneigungen. Sich immer gleich starb er endlich am 27. Junius 1794 an Entkräftung im 84. Jahre seines ruhmvollen Alters, mit dem seelenerhebenden Bewußtsein, seine Pflichten genau und mit dem wärmsten Eifer für das Beste des Vaterlandes erfüllt zu haben.

Herzberg.

Ewald Friederich Graf von Herzberg, königl. Preussischer geheimer Staats- Kriegs- und Kabinetsminister, Ritter des schwarzen Adlerordens, Kurator der königl. Akademie der Wissenschaften, Chef der königl. immediaten Land- Seidenbau- Kommission, Oberkurator der sämmtlichen Anstalten der königl. Realschule zu Berlin, Erbherr zu Britz, Lottin u. s. w. wurde den 2. September 1725 auf seinem altväterlichen Gute Lottin in Pommern gebohren. Sein Vater war ehemals Major in Sardinischen Diensten gewesen, und hatte sich im Spanischen Successionskriege rühmlich ausgezeichnet.

Die ersten Jahre seines Lebens nahmen seine Eltern den größten Theil seiner Bildung über sich; von seinem sechsten Jahre an wurde dieß Geschäft einem Prediger auf dem Lande Namens Rhens übertragen, bei dem er schon als Kind eine grosse Neigung zu den Wissenschaften bezeigte. Im

14. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Altstettin, wo er sich besonders mit dem Studium der Geschichte und anderer Wissenschaften beschäftigte. Um Ostern 1742 bezog er die Universität Halle, wo er sich besonders auf die Kenntniß des Staatsrechts legte. Hier erwarb er sich durch ein paar akademische Schriften den Beifall des Kabinets, und wurde gleich nach seiner Zurückkunft von der Universität in königl. Dienste genommen, und im August 1745 als Legationssekretär auf den kaiserl. Wahltag nach Frankfurt am Mayn verschickt. Im Jahr 1750 brachte er das geheime Staats- und Kabinetsarchiv, welches seit dem Kriege eingepackt gewesen, wieder in Ordnung, und erwarb sich dadurch eine vollständige Kenntniß von allen Rechten und Angelegenheiten des Hauses Brandenburg.

Seine tiefgegründete, allgemein verbreitete diplomatische Kenntniß brachte ihm den seltnen Vorzug zuwege, daß er im Anfange des siebenjährigen Krieges, und ferner in allen Staatsangelegenheiten des Berliner Hofes, während eines Zeitraums von einem halben Jahrhunderte, alle Staatsschriften und Dedukzionen seines Hofes in grosser Zahl selbst verfertigte, und zugleich Autor und Staatsminister seines Hofes war.

So zahlreich, so weitläufig und vielfältig auch die diplomatischen Werke des Grafen von Herzberg waren, so machten sie doch nur einen Theil seiner Schriftstellerei aus. Schon im Jahre 1752 erhielt er von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den Preiß der Aufgabe: Ueber die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg. Er wurde in der Folge ein Mitglied dieser Akademie, und der verstorbene König ernannte ihn zum Kurator derselben, eine Ehre, welche er ausserordentlich schätzte. Mit ununterbrochener Thätigkeit erwarb er sich um diese berühmte gelehrte Gesellschaft vielfache Verdienste. Sehr viele Abhandlungen, welche er in den öffentlichen Versammlungen der Akademie ablas, besonders an den Geburtsfesten des Königs, zeigten den Staatsminister als einen Gelehrten in andern Fächern, in der Staatsökonomie, in der Statistik, in den Fächern der alten deutschen Geschichte, auch in den praktischen Kenntnissen des Landbaues. — Wie beispiellos die Thätigkeit dieses grossen Mannes gewesen sey, kann man daraus ermessen, daß er noch als Staats- und Kabinetsminister, im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welche hohe Stelle die Belohnung des Hubertsburger Friedenstrak-

tats, den er 1763 abschloß, war, drei Jahre lang die vorher gehabten Bedienungen als Staatssekretär und Schlesischer geheimer Sekretär, wie auch das Archiv-Kabinet, und eine Zeitlang auch die alleinige Expedizion der Reichssachen versehen hat.

Friedrich II. ehrte noch sterbend die Verdienste seines gelehrten und thätigen Kabinets-Ministers auf eine eigne würdige Art; er wählte sich ihn zum Gesellschafter in den von Arbeit und von Schmerzen freien Stunden, und Herzberg war es, der dem grossen Friedrich die Augen zudrückte.

Der nun auch verstorbene König Friedrich Wilhelm II. ertheilte ihm gleich beim Antritte seiner Regierung mehrere Gnadenbezeigungen. Er gab ihm den schwarzen Adlerorden, erhob ihn nachher in den Grafenstand, und machte ihm den Auftrag, für ihn in den Provinzen Pommern und der Neumark die Huldigung einzunehmen; und so war Herzberg bis zum Jahre 1790 noch für das preussische Haus unermüdet thätig. Im Juli 1791 aber bat er um Dispensazion von seiner Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und erhielt sie. Er behielt den Sitz im Staatsrath als Staatsminister und seinen vollen Gehalt von 5000

Tha-

Thalern, welchen er sich anfänglich zu behalten weigerte, und nur durch die gnädigsten Aeusserungen des Königs zur Annahme bewogen wurde.

Von dieser Zeit an lebte der thätige Mann ganz für die Wissenschaften und die Beförderung der Seidenkultur, die seine Schöpfung und eine seiner angelegentlichsten Betriebsamkeiten war. Die letzten zwei Jahre litt Herzberg stark an krampfhaften Zufällen, die ihn immer mehr abmatteten, und so starb er zu Berlin den 27. Mai 1795 im 70. Jahre seines Lebens an Entkräftung, von der ganzen Nazion bedauert.

Potemkin.

Gregor Alexandrowitsch Fürst von **Potemkin** wurde im Monat September 1736 auf einem kleinen Landgute, 20 Werste von Smolensk gebohren. Sein Vater war Hauptmann eines Garnisonregiments, und nahm, als er lange gedient hatte, als Major seinen Abschied, und lebte mit seiner Mutter, die aus einer moskowitischen adechen Familie abstammte, dann von seinen eigenen kleinen Mitteln bald in Moskow, bald auf obigem kleinen Landgute. Außer ihm hatten sie noch zwei Töchter. Potemkin wurde mit möglichster Sorgfalt erzogen, und seine guten Anlagen liessen schon damals vieles hoffen. Mit reifern Jahren fühlte er Beruf zum Soldatenstande; sein Vater hingegen, der vielleicht Ursachen haben mochte, nöthigte ihn den geistlichen Stand des russischen Glaubens anzunehmen. Potemkin gehorchte und kam in ein moskowitisches Kloster.

Sein Vater starb und bald verließ er diesen Stand, ging nach Petersburg und wurde durch Unterstützung einiger Verwandten in dem Regimente der Garde eingeschrieben. Hier wußte er sich durch sein Betragen und schönes Exterieur nicht nur vor seinen übrigen Mitgarden auszuzeichnen, sondern auch gleich Anfangs mit seiner einnehmenden Beredsamkeit sich mehrere Höflinge zu Freunden zu machen. Dieses verschafte ihm bald darauf den Vortheil, der Kaiserinn Katharina empfohlen zu werden, und dadurch Gelegenheit, sie öfter zu sehen. Er wurde daher leicht für ihr Interesse gewonnen, und als die Revoluzion am 9. Juli 1762 ausbrach, war er einer der ersten, der Katharinen zur Selbstherrscherinn aller Reussen ausrief. Er war diesen ganzen Tag nahe um die Person der Monarchinn, und unter denen, die ihre Wache ausmachten. Drei Tage nachher wurde er als Courier nach Stockholm geschickt, um dem dortigen russischen Gesandten diese Regierungsveränderung zu melden. — Da die Monarchinn in diesen Tagen seine Treue gesehen hatte, so gewann er von nun an ihren ganzen Beifall, und durfte auch auf ihre volle Gnade von der Stunde an rechnen. Sie

verschafte ihm daher nicht nur Gelegenhei
sich nach eigener Wahl in allen Wissenschaf
ten auf ihre Kosten zu bilden, sondern si
erkundigte sich auch sehr oft nach seinen Be
dürfnissen. Bei einer dieser Gelegenheiten
entdeckte er der Kaiserinn seinen Trieb zu
einer höhern Laufbahn, und den Wunsch
von der Garde befreiet zu werden. Letzteres
geschah und die Monarchinn verschafte ihm
Gelegenheit, sich sowohl in den Geschäften
des Cabinets, als in der höhern Kriegs
kunst zu üben.

Und so erreichte er einen Posten nach
dem andern, und schwang sich in kurzer
Zeit zum Fürsten, Minister, Feldmarschall
Oberbefehlshaber der ganzen russischen
Kriegsmacht, und Haupt der ganzen regu
lirten und nicht regulirten Cavallerie; dann
hatte er das Oberkommando über die Flot
ten im asovischen, kaspischen und schwarzen
Meere; war Präsident der höchsten Kriegs
stelle in Petersburg; Generalgouverneur von
Katharinoslav, von Taurien und von der
Tartarey; Generaladjutant und Kammer
herr, wie auch Generalinspektor der ganzen
Kriegsmacht in Rußland; war Oberster des
Preobraschenzkischen Garderegiments, und
das Haupt aller übrigen Garden; Inhaber
eines Kürassierregiments seines Namens;

Befehlshaber der Petersburger Dragoner und der Grenadiere von Katharinoslav; Inspektor aller Zeughäuser, aller Gewehrfabriken und aller Kanonengiessereien im russischen Reiche; war grosser Hettmann aller Kosaken, die unter russischer Bothmässigkeit standen; er hatte die russischen Orden von Alexander Newsky, von St. Georg, von St. Anna, und von St. Wlodimir der ersten Klasse; auch den königl. preussischen schwarzen Adlerorden. Ferner den dänischen Elephanten und den schwedischen Seraphinenorden. Mit einem Worte: Potemkin war der größte Mann in Rußland und führte das Staatsruder! —

Die Erwerbung der Krimm, die den Namen Taurien bekam, war sein Werk; und die Kaiserinn legte ihm dafür aus Dankbarkeit den Namen: der Taurier, bei. Im letzten Türkenkriege erwarb er sich um Rußland noch mehr Verdienste, aber derselbe war auch das Ziel seiner Thaten; denn als schon an den Friedenspunkten mit den Türken zu arbeiten Anstalt getroffen wurde, befiel ihn ein kaltes Fieber, er verließ nun den vorgehabten Congreßort Galaz und begab sich nach Husch; als er aber auch hier keine Linderung fand, entschloß er sich nach einem seiner Güter unweit Oczakow abzu-

reisen, um daselbst den Winter hindurch seine Gesundheit zu pflegen. Er übergab daher das Commando förmlich an den Fürsten von Reppnin, überreichte ihm die geheimen Schriften, wie der Friede abzuschliessen sey, und machte sich auf die Reise. Da er in die Gegend des Klosters Nicoláwo kam, schrieb er in der Hütte eines Bauern einen sehr langen Brief an seine Monarchinn; dann setzte er seine Reise fort, ließ aber bald anhalten, und um seine Schmerzen zu lindern, sich aus dem Wagen heben und auf die Erde legen, wo er bald darauf seinen Geist in den Armen seiner Niece, der Kron-Großfeldherrinn Branika, im 56. Jahre seines Lebens am 16. Oktober 1791, aufgab.

Er war groß und stark von Person, und hatte eine sehr vortheilhafte Gesichtsbildung, nur mit dem linken Auge schielte er etwas einwärts. Er sprach nicht viel, war tiefdenkend, ernsthaft, ehrgeizig und stolz. Wenn er in Petersburg war, begegnete man ihm mit ungemeiner Achtung; man erwies ihm die nemliche, oft mehr Devotion als der Monarchinn. Die ältesten Generale krochen vor ihm. Grauköpfe mit blauen, gelben, schwarzen und rothen Ordensbändern machten ihm, wenn er bei Hofe erschien, drei tiefe Verbeugungen, die

er gewöhnlich nur mit einem mässigen Kopfnicken erwiederte. Vor seinem Pallast standen oft 50 und mehr Kutschen, deren Inhaber ihm zugleich die Aufwartung machten. Sein Vermögen und seine hinterlassenen Güter schätzte man auf 50 Millionen Thaler.

Laudon.

Ernst Gideon Freiherr von Laudon, K. K. Feldmarschall, gebohren auf seinem Familiengute Toozen in Liefland den 10. Oktober 1716, wurde streng in der evangelischen Religion erzogen, und ließ schon frühzeitig viele Neigung zum Soldatenstande blicken. Sein Vater nährte ihn mit den vorbereitenden Studien, Geschichte, Geographie, Mathematik, und hielt ihn itzt schon zum Studium der alten und neuen Taktiker an. Nachdem er sein 16. Jahr erreicht hatte, nahm er russische Kriegsdienste, machte den pohlnischen Krieg mit, und zog dann mit den pohlnischen Hilfstruppen an den Rhein. Darauf focht er vier Jahre unter Münnich gegen die Türken, erstieg mit ihm die Wälle Oczakows, war in der berühmten Schlacht bei Rabutschann, und sah Choczim und Jassi erobern.

Nachdem der Friede wieder hergestellet war, verließ er die russischen Dienste, und

bot sich Friedrich dem Grossen an, aber dieser konnte ihn nicht gut leiden, und wies ihn ab. Nun trat er als Hauptmann unter Trenks Kroaten, empfing zwei Wunden und Heldenruhm; aber es wurde Frieden, und Laudon ward vergessen. Eine Freyin von Hagen war seine Gemahlinn. Im Frieden studirte er die Feldzüge der Helden, behing sein Zimmer mit Landkarten und Schlachtentwürfen, machte Plane zum Angriff und Rückzug, und bereitete sich so zu den Thaten des siebenjährigen Krieges.

Anfangs drückte ihn Verachtung, weil er kein Geld hatte, aber der Wechsler Weidenhiller traute dem Helden, und rüstete ihn zum Kriege aus. Im Winter 1757 überfiel er mit Glück ein preussisches Bataillon bei Hirschberg, war in der berühmten Schlacht bei Prag, und unter den Eingeschlossenen in dieser Festung, machte darauf die blutigen Züge alle mit, bis Friedrich mit der grossen Schlacht bei Leuthen den Feldzug endigte. Bald war er Befehlshaber über 6000 Mann, mit welchen er einen preussischen Transport schlug, und den König zwang, die Belagerung von Olmütz aufzuheben.

Mit dieser Heldenthat errang er sich den Feldherrnstab, eroberte bald die Festung

Pritz, und war dem König von Preussen immer zur Seite. Der Sieg bei Hochkirchen war sein Werk; Daun führte nur aus, was Laudon entwarf. In der Schlacht bei Kunersdorf war nicht Soltikow, sondern Er der Mann, der den grossen König in die verzweiflungsvollste Lage versetzte. Im Jahr 1760 schlug er einen der ersten preussischen Feldherrn, Fouquet, bei Landshut aufs Haupt, und richtete sein ganzes Heer zu Grunde. Nun nahm er Glatz mit Sturm ein, und ging auf Breslau los, wurde aber zurückgeschlagen. In der Schlacht bei Liegnitz, den 15. August 1760, traf ihn des Königs Arm schwer, aber auch hier hielt er sich groß, und zog sich meisterhaft zurück. Bei Nonnenbusch riß er den österreichischen Feldherrn Nauendorf aus der Schlinge. Ein kühnes Meisterstück, über das selbst Friedrich staunte, wars, als Laudon 1761 die starke Festung Schweidnitz im Sturm erstieg; seine elenden Neider nannten diese rasche Eroberung ein Kroatenstückl, aber der grosse Mann schwieg, und handelte fort.

Nach dem Hubertsburger Frieden begab sich der belorbeerte Held in die Einsamkeit, und ging dadurch seinen Neidern aus dem Wege. Kaiser Franz und die ersten Männer im Staate schützten ihn. Als König

Friedrich II. den Kaiser Joseph besuchte, war grosse Tafel, wozu die vornehmsten Offiziere geladen wurden; da sich Laudon unten an setzen wollte, rief ihm der König zu: „Kommen Sie, Herr General Laudon, „setzen Sie sich hieher, ich habe Sie alle„mal lieber mir zur Seite, als mir gegen „über.“ Noch sagte da der König zu Joseph: „Mit diesem werden Sie einst die „Siebenthürme erschüttern.“ —

Im baierschen Erbfolgekriege wurde er zum Feldmarschall ernannt, stand gegen Heinrich, und drückte ihn und die Sachsen aus Böhmen. Nach dem Teschnerfrieden zog sich der Held wieder auf sein Landgut zurück, ein Todfeind alles Geräusches und aller Ränke des Hofes, und ganz Freund der kriegerischen Minerva und des häuslichen Glücks. Der Neid wurde müde seine Lorbeern zu benagen, und im letzten Türkenkriege trat der Held abermals auf, als unbeschränkter Feldherr, eroberte Dubiza, Novi, Berbir ohne grossen Verlust, und schloß den zweiten Feldzug, worinn Fürsten ihm als obersten Heerführer gehorcht hatten, mit der Einnahme von Belgrad.

Eine solche Folge von immerwährenden Siegen brachte dem Held Laudon die Würde eines Generalissimus der österreichi-

schen Truppen zuwege. Diese hohe Würde war seit Prinz Eugens Zeiten nicht in diesem Umfange bekleidet worden. Dadurch stand er einzig und allein unter dem Kaiser, hatte allen Generalen und selbst dem Hofkriegsrath zu befehlen. Nach dem Tode Kaiser Josephs 1790 bestätigte ihn Leopold in allen seinen Würden; der neue Kaiser setzte den Krieg noch eine Weile fort, und Laudon reißte den 18. Junius 1790 zur Armee nach Mähren ab, um die dortigen Kordons zu bereisen. Er bekam bald hernach ein Fieber, wovon er zwar wieder hergestellt war; allein nach einem Spazierritt, den er gegen den Rath seines Arztes gemacht, entstand eine Harnverstopfung, welche ihm bald hernach, am 14. Julius 1790 zu Neutitschein, das Leben raubte.

Laudon wurde von den Soldaten als Vater geliebt, weil er sie nicht plagte, noch weniger mit ihnen barbarisch umging. Er verlangte die strengste Subordinazion, wie im Felde, so auch zu Hause von seinen Hausgenossen und Unterthanen. Er war kein Freund von glänzenden Gesellschaften, am wenigsten von dergleichen Gallatagen bei Hofe. Sein Temperament war sichtbar das cholerisch-melancholische. Seine Miene war immer ernsthaft, verschlossen und nachden-

kend; selten verbreitete sich ein Lächeln über seine düstere Stirne, und laut lachen hörte man ihn nie; er sprach wenig und langsam. Bei allen Gefahren behielt er stets jene unerschütterliche Gegenwart des Geistes, jene rasche Entschlossenheit, die ihn oft aus einer Verlegenheit heraus riß, und ihn auch zuweilen siegen ließ. Unter den österreichischen Helden wird er immer einen der ersten Plätze einnehmen.

Mirabeau.

Gabriel Honorius Riquetti, Graf von Mirabeau, stammte aus einer adelichen Familie in der Provence, und war 1749 zu Egreville gebohren. Sein Vater, der berühmte Marquis de Mirabeau, bestimmte ihn dem Militärstande, und schickte ihn 1769 nach Korsika, wo sich damals französische Truppen befanden, welche die Insel erobern sollten. Mirabeau kam dahin, und diente als Unterlieutenant, machte sich bei allen Offizieren, die um ihn waren, verhaßt, kehrte nach der Provence zurück, und gab seine Offiziersstelle auf. Im Jahr 1772 heurathete er die junge und liebenswürdige Mademoiselle de Marignane, deren Vermögen auf eine Million Livres geschätzt wurde, machte nun grossen Aufwand, zehrte sein eigenes Vermögen und seiner Frau auf, und war in kurzer Zeit über 300,000 Livres schuldig. Er mißhandelte seine Frau so gröblich, daß sie zu ihren El-

tern zurückkehrte, und der Marquis von Mirabeau erklärte nun seinen Sohn für einen Verschwender, und wirkte einen Verhaftbrief gegen ihn aus.

Er wurde nach dem Staatsgefängnisse Chateau Dif, unweit Marseille, gebracht, dann nach dem Schlosse zu Joux in der Franche Comte, und weil er hier Erlaubniß erhielt, die benachbarte Stadt Pontarlier zu bewohnen, so verführte er daselbst die liebenswürdige Gattin des Präsidenten von Monnier, floh mit ihr nach der Schweiz und dann nach Holland. Hier lebte er mit derselben von ihrem Gelde anfangs sehr verschwenderisch, und nachher sehr dürftig. Inzwischen wurde er im Monat Mai 1777 gefangen nach dem Schlosse Vincennes zurückgebracht, und Madame de Monnier mußte in ein Kloster. Zu Vincennes brachte Mirabeau drei Jahre und sieben Monate zu, und wurde erst am 17. Dezember 1780 aus dem Gefängnisse losgelassen. Während dieser Zeit unterhielt er einen Briefwechsel mit seiner Geliebten de Monnier, der in der Folge (aber sehr verfälscht) gedruckt worden ist.

Nach seiner Befreiung wollte er sich mit seiner Gemahlinn wieder aussöhnen, aber sie drang auf die Ehescheidung, und da

Mirabeau seinen Prozeß verlohr, so wandte er sich nun an die berühmte Sängerinn, Madame Huberti, und lebte auf ihre Kosten, so lange sie dieß zugeben wollte. Dann reisete er mit einer französischen Dame von leichter Tugend nach England, lebte daselbst kümmerlich und nährte sich vom Bücherschreiben. Aus England kam er nach Paris zurück, und da die Regierung eben zu der Zeit eines Spions an dem preussischen Hof bedurfte, so bot er sich dazu an, und wurde gewählt. Von seiner Anmassung und unglaublichen Eitelkeit gab er während seines Aufenthalts zu Berlin die deutlichsten und auffallendsten Beweise. Während seines Aufenthalts in Deutschland sammelte er Nachrichten und Beiträge zu einem Werk: über die preussische Monarchie, welches nachher gedruckt worden ist, aber im Ganzen höchst unvollkommen, fehlerhaft und unrichtig ist.

Mirabeau mußte mit seinem Gehülfen, dem Marquis de Luchet, Berlin verlassen. Er reisete nach Paris zurück, und nunmehr floß eine Brochüre nach der anderen aus seiner fruchtbaren Feder. Er schrieb gegen den neuen Vorschlag, die Stadt Paris mit Trinkwasser zu versorgen; gegen den Wucher

mit dem Papiergelde; gegen die Taktik des Grafen Guibert; gegen Herrn Ceruti u. s. w. Endlich erschien auch seine geheime Berliner Korrespondenz, ein Gewebe der frechsten und schändlichsten Verleumdungen über Personen, welche zu erhaben waren, als daß so ungegründete und niedrige Schmähungen bis an sie hinauf hätten reichen können. —

Indessen rief der König die Stände des Reichs zusammen, und da eröffnete sich dem Herrn Mirabeau ein neues Feld für seine unermüdete Thätigkeit. Er ging nach der Provence, und nahm eine Stelle in der Versammlung des Adels ein, ob er gleich dazu kein Recht hatte. Da er hier sein Glück nicht machen konnte, so erschien er plötzlich unter einer neuen Gestalt, als Vertheidiger der Rechte des Bürgerstandes. Das Volk in der Provence glaubte an ihm seinen Retter zu sehen, und erwies ihm die größten Ehrenbezeigungen. Seit der Zeit war er einer der ersten Theilhaber an den wichtigsten Auftritten der Revoluzion, bis ihn der Tod unvermuthet am 2. April 1790 von der Erde abrief.

In seiner letzten Krankheit litt er unbeschreiblich viel. Seine Schmerzen vermehrten sich so, daß sie ihm unerträglich

waren, besonders in der letzten Nacht. Sein Leichnam wurde in der Kirche der heiligen Genovefa feierlich beigesetzt. Der Leichenzug bestand aus mehr als 100,000 Menschen, worunter einige 1000 bewaffnete Bürger in Uniform waren. Vor der Leiche ging ein Piquet Kavallerie und ein Detaschement der Nazionalgarde, ihr folgten die meisten Glieder der Nazionalversammlung, die Municipalität, die fünf Minister, der größte Theil des Jakobiner-Klubbs, und unzählig viel Volk.

Ueberhaupt hatte seit langer Zeit zu Paris der Tod keines Mannes so allgemein und in einem so hohen Grade die Theilnehmung rege gemacht, als der Tod Mirabeaus; seine Freunde sowohl als seine Feinde beklagten seinen Verlust, weil sie alle fühlten, daß der Verlust sehr groß sey, indem ein ausserordentlicher, ein talentvoller Mann gestorben sey. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein richtiger Verstand und sein dreister Charakter bestimmten ihn, eine wichtige öffentliche Rolle zu spielen. Freiheit war seine Leidenschaft, und was der Freiheit entgegen war, das konnte er nicht vertheidigen. Er wollte nicht bloß Geld, er wollte auch Ruhm; und er fühlte das Bedürfniß, seinen schlechten Ruf gegen einen bessern zu

vertauschen. Ein Hauptzug in seinem Charakter war Feigherzigkeit und Furchtsamkeit; niemals hat er eine Herausforderung zum Zweikampfe angenommen, sondern sich lieber prügeln lassen.

Daß er sich bezahlen ließ, um für oder gegen einen Beschluß in der Nazionalversammlung zu sprechen, ist ausser Zweifel, da er in der letzten Zeit beständig einen fürstlichen Aufwand machte, und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Auch besaß er eine sehr grosse Bibliothek, die er in weniger als 15 Monaten zusammen brachte; er faßte den Plan zur Sammlung derselben erst 1789, da die Bibliothek seines kürzlich verstorbenen Vaters versteigert wurde; er kaufte zu seiner schon beträchtlichen Sammlung die ganze Bibliothek der Gräfinn Büffon. Alle Fächer der Litteratur sollten seine Bibliothek umfassen, besonders aber eins, das ihm bis itzt allzusehr vernachlässigt schien, — die orientalische Litteratur. Mitten im Strudel der vielen Geschäfte, welche ihm die Revoluzion verursachte, und welche die gesammten Kräfte mehrerer Männer hinlänglich würden beschäftigt haben, dachte dieser ausserordentliche Kopf immer auf Vermehrung seiner Bibliothek, und

sein bewundernswürdiges Gedächtniß führte ihm immer das Jahr einer seltenen Edizion, oder sonst einen Umstand, durch den ein Buch zur Rarität wird, zur günstigen Stunde wieder herbei. Oft unterbrach er sich im Lesen und sogar im Schreiben, um einen interessanten Aukzionskatalog zu durchlaufen und auszuzeichnen, was er darinn für sich fand; der Ankauf eines vorzüglichen Buches erregte ihm die größte Freude, an der alle seine Freunde Theil nehmen mußten. Wer hätte es denken sollen, daß dieser fleissige und passionirte Büchersammler eben der Mann wäre, der eine Stunde vorher, in der Versammlung der Nazionaldeputirten, seine Gegner zum Zittern gebracht hatte! Dereinst sollte diese Bibliothek allen Gelehrten zum freien Zugang eröffnet werden.

Sein grosser Plan war, daß der Katalog derselben einmal ein Handbuch des Litterators werden sollte, mehrere Gelehrte sollten unter seiner Leitung daran arbeiten. Schon waren die Vorbereitungen zu diesem Katalog gemacht, der zugleich ein Monument von typographischer Schönheit geworden wäre; denn alle Titel der Bücher und die Auszüge aus ihnen sollten mit den jeder Sprache eigenthümlichen Charakteren gedruckt, und überdieß viele historische und

kritische Bemerkungen beigefügt werden; und so wollte dieser unaufhörlich thätige Geist zu seinem übrigen Ruhm auch noch dieses grosse litterarische Denkmal hinzufügen.

Die meisten Schriften, welche Mirabeau unter seinem Namen herausgegeben hat, sind nicht von ihm selbst geschrieben worden; er besaß in einem vorzüglichen Grade die Kunst, Andere für sich arbeiten zu lassen, und ihrer Arbeit seinen Namen zu leihen. In seinem politischen Leben bewies er, daß er gar keine festen Grundsätze hatte, nach denen er sprach, schrieb und handelte: daher die unaufhörlichen Widersprüche in seinen Reden und Schriften.

Robespierre.

Maximilian Robespierre war zu Arras 1759 gebohren. Sein Vater war Advokat daselbst, und seines Hochmuthes wegen berüchtigt; er wanderte, da er einen wichtigen Prozeß verlohr, nach Indien und ließ seine Frau mit vier Kindern in Stich. Der Bischof der Stadt nahm dann aus Menschlichkeit die Erziehung des jungen Robespierre auf sich, und verschaffte ihm eine Stelle unter den Chorknaben der Cathedralkirche, und in der Folge, als der Jüngling seine Studien auf der hohen Schule zu Paris trieb, ein Stipendium im Kollegium Ludwigs XIV. In den neun Jahren, die er da zubrachte, hat er sich stäts ausgezeichnet, und einen nicht gemeinen Vorzug vor fast allen übrigen Schülern behauptet. Indessen machte er sich schon in dieser Periode seines Lebens durch seine Eifersucht, seinen Undank, seine Rachgierde, sein kaltes, finsteres, hartnäckiges und unangenehmes Be-

tragen verhaßt, und alle seine Kammeraden verabscheuten ihn; wenn ihm jemand widersprach, gerieth er in Zorn und in eine Wuth, die sich immer durch heftige Schlägereien endete; er schlug sich gewöhnlich mit Muth, und nur die Uebermacht konnte ihn zum Weichen bringen. Bei einem solchen Kampfe war es, wo er einmal seinem Gegner, der schon lag, so wüthend auf den Leib trat, daß dieser in der heftigsten Angst aufsprang, ihn niederstürzte, und mit solcher Stärke ihm auf die Nase trat, daß der Knochen entzwei ging; Robespierre mußte eine lange Kur aushalten, und seine Nase blieb platt.

Ohngeachtet alle, die sein Glück wollten, ihm riethen, in den geistlichen Stand zu treten, widmete er sich doch der Rechtswissenschaft. Er studirte mit Auszeichnung, erhielt den Grad eines Parlaments-Advokaten, und kehrte nach Arras, seinem Geburtsorte zurück, wo er sich durch seinen Starrsinn und den Fluß seiner Suade bekannt machte, aber ohne die Revoluzion gewiß unbekannt geblieben wäre. Als aber diese ausbrach, wurde er durch des Bischofs Empfehlung zum Deputirten gewählet; hier machte er vor Mirabeaus Tode kein Aufsehen, aber von dieser Zeit an bis zur Flucht

des Königs gründete er seinen Ruf und seine Gewalt. Er schmähte unaufhörlich auf den Hof, prophezeihte dessen Untreue, und stand wie der Sieger da, als der König entfloh. Von itzt an war er der Mann des Volks, der Abgott des schlechten Haufens. Einige Männer und besonders Weiber, die er gewonnen hatte, brachten ihn noch in grösseres Ansehen, denn sie waren unaufhörlich beschäftiget ihm Triumphe zu erwerben; dieser Bande gab man den Namen der Jäger des Robespierre, und sie stand unter der Leitung des Tischlers Dupleix, dessen Frau, Sohn und zweier Töchter.

Er wohnte in dem Hause dieses Tischlers, und beherrschte die ganze Familie wie ein Despot, nur die Weiber gewannen ihrerseits wiederum die Herrschaft über ihn durch List; sie wußten, daß seine Eigenliebe alles verwarf, was nicht von ihm selbst herrührte: diese feuerten sie daher durch Lob immer mehr an, und forderten nun alles von ihm, was sie nur haben wollten. Seine schlechte Wohnung, sein geringes Vermögen, und sein einfacher Anzug stachen sehr gegen seine despotischen Ideen ab; aber all dieses geschah aus Heuchelei. — Sein Herz war für alle Freuden und alles Gute verschlossen, selbst für seinen Bruder

fühlte er keine Freundschaft; seine Schwester, welche ihm seine erste Erziehung gegeben hatte, machte ihm einst Vorwürfe über seine grausamen Befehle, allein ohne sie anzuhören, jagte er sie gleich zum Hause hinaus.

Am 10. August 1792 verschwand er, sobald aber der Sieg entschieden war, zeigte er sich unter den Siegern; und von diesem Tage an beherrschte er die Sekzionen und die Munizipalität ganz, und seine Partei im Konvent bildete sich zu jenem drohenden Kolosse, bekannt unter dem Namen des Berges; bei den Jakobinern galt nur, was er geltend haben wollte. So wie die böse Volksmasse in Paris durch den Zufluß des Gesindels, der Verbrecher und Gebrandmarkten aus den Provinzen vermehrt wurde, so wuchs auch seine Partei; als er sich nun mächtig genug fühlte, fing er an aufzuräumen. Er hatte an der grausamen Hinrichtung des unglücklichen Königs am 21. Jäner 1793 die meiste Schuld; dann folgten am 31. Mai die Girondisten, die er ihrer Beredsamkeit wegen haßte; später die Herbertisten, die unglückliche Königinn, Danton nebst seiner Partei; die Gelehrten und Reichen füllten die Zwischenräume dieser Hauptperioden aus; die Guillotine ruhte nie. Robespierre hatte dem Volke ver-

sprochen, daß in der Folge kein Franzose über 3000 Livres Einkünfte besitzen sollte, und er that das Seinige um Wort zu halten. Kaufleute, Generalpächter, Kapitalisten und Rentiers aller Art mußten das Schafott besteigen, damit der Mord erben konnte.

Allein nun kam auch die Reihe an ihn. Er erschien längere Zeit nicht mehr im Wohlfahrtsausschusse, und suchte durch Schmeichelei die Jakobiner auf seine Seite zu bringen, um durch ihre Hilfe den Tod von mehrern Mitgliedern des Konvents und des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, die ihm im Wege standen, zu bewirken. Zu diesen gehörten vorzüglich: Bourdon de l'Oise, Merlin von Douai, Dubois-Crance, Tallien, Freron, Lindet u. s. w. Als diese sahen, daß der Sturm gegen sie losbrechen würde, sannen sie auf Mittel ihm zu entgehen, und vereinigten sich mit Collot d'Herbois, Billaud-Varennes, und Barrere. Als daher sie Robespierre am 27. Juli 1794 anklagen wollte, verliessen ihn auf einmal der Berg und die meisten seiner Anhänger, und er ward in derselben Sitzung für einen Tyrannen und ausser dem Gesetze erklärt. Er sollte ins Gefängniß Luxenburg gebracht werden, aber er kam auf das Ge-

meindehaus, welches ganz mit seinen Kreaturen besetzt war, und hier glaubte er nochmal den Konvent stürzen zu können. Der Kommandant Henriot war überall, um Robespierren Anhänger zu verschaffen, endlich griff er an der Spitze eines zahlreichen Haufens die Vorposten der Thuillerien an, und nun schien der Sieg des Robespierre entschieden zu seyn; aber plötzlich änderte sich die Szene. Die Entschlossenheit des Konvents flößte Zutrauen ein; die Dekrete, welche die Anführer der Verschwornen und die Mitglieder der Gemeinde auch ausser dem Gesetze erklärten, verbreiteten grosses Schrecken; und die Konventskommissäre, welche sich in die verschiedenen Gegenden von Paris begaben, redeten so nachdrücklich und mit so vieler Wirkung zum Volke, daß sich endlich die Majorität für den Konvent erklärte, und alles gegen Henriot auftrat. Augenblicklich wichen nun die Anhänger des Robespierre, und versammelten sich auf dem Platz von Greve. Hier griff sie Leonard Bourdon an der Spitze mehrerer bewaffneter Sekzionen an, und verjagte sie gänzlich.

Die beiden Robespierre, St. Just, Couthon, Lebas und noch einige Vertraute waren in einem Zimmer, welches an den

Saal des Hotel de Ville stieß, versammelt, und sahen jetzt selbst die Niederlage ihrer Partei. Auch kamen nun einige, die ihnen anzeigten, daß ein grosser Haufe das Gemeindehaus angreife und heraufkäme, um sie gefangen zu nehmen. Robespierre zog gleich ein Pistol heraus, und indem er es vor den Kopf setzte, sagte er: Sie sollen wenigst nur meinen Leichnam guillotiniren. Und als zwei Gens d'Armes herzusprangen um ihn zu ergreifen, drückte er das Pistol los und lag in seinem Blute. Sein Bruder stürzte sich zum Fenster hinaus; Couthon brachte sich drei Stiche mit dem Dolche bei, die aber nicht tödtlich waren; Lebas erstach sich auch und blieb gleich todt; St. Just war auch im Begriff sich den Dolch in die Brust zu stossen, als ihn ein Gens d'Arme ergriff. Robespierre aber war schon halb todt als man ihn zur Guillotine schleppte, unter welcher er den 27. Juli 1794, Abends um 7 Uhr, seine schwarze Seele aushauchte.

Robespierre war klein von Statur, nur 5 Fuß 2 Zoll hoch. Er trug sich in der Kleidung stets sauber und sogar zierlich. Nie unterließ er sein Haar sorgfältig zu putzen. Seine Gesichtszüge zeichneten sich nicht besonders aus; seine Farbe war schwarz-

gelb und galligt; das Auge trüb und tief eingedrückt. Sein stetes Blinzeln mit den Augenliedern schien von einer convulsivischen Bewegung herzurühren. Er konnte nie ohne krampfstillende Mittel seyn. Durch ein gewisses Zusammenziehen der Nerven pflegte er oft seine Hände zu falten und in einander zu winden. Mit Schultern und Hals machte er häufig krampfhafte Bewegungen, den Hals insonderheit drehte er öfter von einer Seite zur andern. Seine Stimme war von Natur rauh und schreiend, aber er konnte sie mildern, und seinem Provinzialaccent Annehmlichkeit geben. Man bemerkte an ihm, daß er nie einem Mann gerade ins Gesicht sah. Die Declamation hatte er ziemlich in seiner Gewalt, auch als öffentlicher Redner war er nicht ungeschickt in der Komposition. Sein Ausdruck war jetzt rauh, dann melodisch, oft glänzend und oft gemein. Seine Reden waren immer besäet mit Gemeinplätzen über Tugend, Verbrechen und Verschwörungen. An Sophismen und spitzfindigen Räsonnements fehlte es ihm nicht; aber bei einem in der That eingeschränkten Gesichtskreise war er überhaupt arm an Ideen, wie es denen gewöhnlich geht, die zu sehr mit selbst beschäftiget sind.

Eitelkeit war die Grundlage seines Charakters. Er durstete sehr nach literarischem Ruhme, noch mehr nach politischem. Die Vorwürfe der englischen Journale waren seiner Eitelkeit eine köstliche Speise; indem er sie denunzirte zeigten Gebärden und Ausdruck, wie sehr er sich geschmeichelt fand. Es ergötzte ihn die französischen Armeen die seinigen nennen zu hören. Er sah sich gerne auf der Liste der Tyrannen verzeichnet. Unternehmend und zu gleicher Zeit feige, zog er einen Vorhang vor seine Werke, und war oft unbehutsam, indem er seine Opfer bezeichnete. — Machte einer der Repräsentanten einen Vortrag, der ihm mißfiel, so wandte er sich schnell gegen ihn und warf ihm drohende Blicke zu. — Schwach und rachgierig, mäßig und sinnlich, keusch aus Temperament, und unordentlich durch die Wirkungen der Phantasie, suchte er etwas darin, der Weiber Blicke auf sich zu ziehen. Er ließ sie einstecken, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu befreien. Wenn er seine Betrügereien spielte, suchte er besonders auf zarte und schwache Gemüther zu wirken.

Nächst der Eitelkeit war Versteckheit der schärfste Zug seines Charakters. Nur höchst strafbare Menschen umgaben ihn;

Diese konnte er mit einem Worte der Ahndung der Gesetze übergeben. Er beschützte und erschreckte zu gleicher Zeit einen Theil des Konvents. Verbrechen verwandelte er in Irrthümer, und Irrthümer in Verbrechen. Im höchsten Grade war er argwöhnisch und mißtrauisch. — Ohne Genie gebohren konnte Robespierre die Umstände nicht herbeiführen, aber wohl geschickt benutzen. Nach dem Gepränge, womit er das Dasein des höchsten Wesens proklamirte, sollte man schwören, er habe gewähnt, Gott würde ohne ihn nicht existirt haben. — Mit Cromwells tiefliegender Heuchelei verband er Syllas Grausamkeit, ohne das kriegerische Talent von jenem, noch das politische von diesem zu besitzen.

Danton.

Georg Jakob Danton, der in der französischen Revoluzion eine der ersten Rollen spielte, war zu Arcis für Aube den 26. October 1759 gebohren, und kam frühe nach Paris, um hier die Rechte zu studiren. Er war arm, aber wenige Jahre nachher setzte ihn eine vortheilhafte Heurath mit einer schönen und bemittelten Frau in den Stand, bequem leben zu können.

Dieser Mann war ein sonderbares Wesen, ein Zwitter im moralischen Sinn, ein Phänomen als Mensch und Unmensch. Verstand, Geist, Kühnheit; Unvernunft, Indolenz, Schwäche; Grausamkeit, Rachsucht, Wuth; Mitleiden, Theilnahme, Sanftmuth, — alles hat Danton gezeigt, oft im überspannten Grade gezeigt. Sein Wille war in demselben Augenblicke gut, da seine gräßlichen Maßregeln, gräßliche

Fol-

Folgen brachten. Er wollte nicht selten menschlich seyn, und handelte gewöhnlich abscheulich.

Danton würde wahrscheinlich, so wie mehrere seiner Kollegen, der Welt unbekannt geblieben seyn, wenn die Revoluzion nicht ausgebrochen wäre. Ein Mann, wie er, fand bei solchen Auftritten natürlich seinen Platz ohne Mühe. Er trat auf unter den Wahlherren von 1789 und ward gleich zu Anfang bemerkt. Mirabeau brauchte ihn gegen la Fayette, dem er bei allen Gelegenheiten seine schneidende, beleidigende Beredsamkeit fühlen ließ. Nach Mirabeaus Tode leistete er den nämlichen Dienst an Orleans.

Der Plan, Frankreich in eine Republik zu verwandeln, kommt von Danton her; er sahe keinen andern Weg, eine seinem Ehrgeitze angemessene Stelle, da alle schon eingenommen waren, zu erlangen, als den Umsturz der Monarchie. Um diesen Uebergang zu bewirken, mußte die Anarchie zum Steg dienen. Er brachte sie hervor, und warf mit Kühnheit und der ganzen Gewalt seiner imponirenden Talente alles durcheinander.

Zu den Auftritten des 10. August 1792 hat vielleicht Niemand mehr beigetragen,

als Danton. Er ward an diesem Tage Justizminister; unter seiner Vormundschaft der Gerechtigkeit wurden im September desselben Jahrs die Greuel in den Gefängnissen verübt. Der Justizminister war während drei voller Tage der Protektor des Mordes, und was noch widersprechender scheint, Danton, der die Mörder zurüstete, bevollmächtigte und besoldete, rettete was und wo er konnte.

Bei Eröffnung des Konvents am 20. September 1792 legte er seine Stelle als Minister gegen die eines Volksrepräsentanten nieder. Hier war er, wie schon vorher bemerkt worden, einer der ersten, der auf Errichtung einer Republik, Abschaffung des Königthums, und überhaupt immer auf die heftigsten Maaßregeln drang: wie denn auch die allgemeine Insurrektion, welche alle waffenfähigen Franzosen an die Gränzen gegen die Feinde trieb, ganz sein Werk war. Er und Lacroix spielten in Brabant, wohin sie als Kommissarien gesandt worden waren, die einträglichsten Rollen, und Danton soll dabei gegen vier Millionen zusammengerafft haben. Im Konvente hatte er einen starken Anhang. Seine Reden waren kurz, gediegen, und trafen den Fleck, wohin sie gerichtet waren. Er war fast ohne Kenntnisse

im Gebiete der Wissenschaften und der Literatur; aber reich an natürlichen Fähigkeiten. Ein treffender Blick, starke Vorstellungskräfte, viel Erfahrungsklugheit, gepaart mit einer Stentors-Stimme, einer drohenden Miene, einer dringenden nervenusen Gestalt, und einer gebietenden Gebärdensprache, ersetzten den Mangel künstlicher Beredsamkeit, der Philosophie und theoretischen Einsichten. Sein heller rascher Geist fieng selbst in der höchsten Aufwallung der Leidenschaften Wahrheiten auf, die allgemeines Zutrauen und Gehör fanden. Er hat nie etwas geschrieben, er war sich seiner Unfähigkeit bewußt, die Energie seiner Gedanken, den Instinkt seiner Größe in anpassende Formen zu bringen.

Danton schlug zu unachtsam um sich, er erregte zu viel Furcht, seine Feinde nahmen zu, und sahen in ihm den unvermeidbaren Diktator, als er bloß eine feste Regierung forderte. Seine anwachsenden Gegner blieben ihm nicht unbekannt, er sahe sich und seine Partei bedroht. Er arbeitete gegen die Gefahren, wobei er jede Maaßregel der zügellosesten Leidenschaften ergriff, und selbst die bösesten Mittel nicht ungenutzt ließ.

So entstand das Revoluzionstribunal, die revoluzionären Comites, die Revolu-

zions-Armeen, die Auftritte des 31. Mays und des 2. Junius 1793. Nachdem er sich durch diese Maaßregeln gegen die Folgen seiner Verbrechen gesichert hielt; nachdem er alles niedergedonnert hatte, wollte er alles wieder retten: aber es war zu spät. Robespierre thronte auf den Blutgerüsten, die Danton errichtet hatte, und lenkte mit fester Faust die Zügel des Todes. Die Gironde ward hingerichtet. „Ich werde sie nicht retten können," rief Danton im tiefen Schmerze, als Garat ihn zu dieser Menschlichkeit aufforderte. Solche ächte Gefühle einer großmüthigen Seele überraschten Danton mehrmalen. Als ein von dem Justizminister im Konvente vorgelesener Brief diesen um Aufschub eines Todesurtheils bat, welches das revoluzionäre Gericht über einen unwissenden Gesetze-Uebertreter ausgesprochen hatte, und der Konvent das seltne Wort Gnade aussprach, war Danton der erste, der hinausstürzte, um die Vollstreckung des Urtheils zu hindern.

Danton sahe sich nach der Hinrichtung der Gironde isolirt, als das einzige Augenmerk Robespierres, an. Er mußte sein durch Barbarei errungene Popularität durch immer neue Exzesse der Grausamkeit zu erhalten suchen, oder er unterlag der Tyrann

Robespierres. In diesem Gedränge, diesem Zustande einer geängstigten Seele, floh Danton auf das Land. Hier brachte die Natur in seinem Herzen Gerechtigkeit und Menschlichkeit zurück, welche ursprünglich darin gewohnt hatten, und welche entflammte Leidenschaften, und die feindlichen Drohungen seiner inconsequenten Gegner, daraus verbannt hatten. „Wohl zwanzigmal, sagte er, habe ich ihnen Frieden angeboten (den Girondisten), aber sie wollten ihn nicht, wollten mir nie glauben, um das Recht, mich zu stürzen, nicht zu verlieren. Sie haben uns zu dem Sansculotismus gezwungen, der sie aufgezehrt hat, der uns alle, und endlich sich selbst aufzehren wird."

Er kam mit einem Verschwörungsplan zurück, der seinen Zwecken nach vielleicht der einzige gerechte von allen Verschwörungen in der französischen Revoluzion war, und wahrscheinlich nur um dieses Vorzuges willen unausgeführt blieb. Die Hauptabsichten desselben waren: die Konstituzion von 1793 unmittelbar einzuführen; eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen; der ganzen Welt den Frieden anzubieten; den Handel unbedingt frei zu geben; alle Sperrungen aufzuheben; alles, was Inquisition heißt, zu verbannen; und das Reich der

Gesetze einzuführen, und wirken zu lassen. Um diese Zwecke zu erreichen, wollte er die beiden Seiten des Konvents zu vereinigen suchen, seinen Feinden, selbst Barrere und Robespierre, die Hand zur Versöhnung bieten. Wäre ihm dieser Plan geglückt, sicher hätte er dadurch manchem folgenden Uebel vorgebeugt, und einen Theil der bösen Rechnung durchstrichen, die er verschuldet hatte. Er hatte eine Unterredung mit Robespierre über seine Absichten; sie war vergeblich; der unversöhnliche Tyrann hatte während Dantons unvorsichtiger Abwesenheit alle Leitseile zusammengegriffen, und behandelte seinen umgarnten Feind mit der Hohnmiene der triumphirenden Bosheit. Dieß konnte der stolze Danton nicht ertragen; empört und unwillig verließ er seinen siegfrohen Nebenbuhler mit dem Ausrufe: „Gut, ich bin verloren, aber mein Tod wird dein Verderben seyn.“

Bald darauf ward Danton vor das Revoluzionstribunal gebracht, das ihn verurtheilte, weil er mit Orleans, Mirabeau und Dümouriez conspirirt, und da er aus dem Wohlfahrtsausschusse entfernt ward, sich geäußert habe: „Ich werde nicht böse, ich hege keinen Groll, aber ich habe ein gutes Gedächtniß.“ Der Angeklagte vertheidig-

te sich mit so dreister Kühnheit, daß die Richter sich genöthigt sahen, ein Dekret vom Wohlfahrtsausschusse zu erbitten, nach welchem jeder Angeklagte, der seinen Richter verhöhnt, auf der Stelle dem Henker übergeben werden sollte. Nun mochte Danton sich nicht weiter mit seiner Vertheidigung bemühen: „Ihr kennt mich seit vorgestern, sagte er, morgen hoffe ich im Schooße des Ruhms zu schlummern; nie habe ich um Gnade gebeten, und werde mit der Heiterkeit eines guten Gewissens das Blutgerüste besteigen.“ — Robespierre und St. Just wagten es nicht beim Tribunal ihm gegenüber zu erscheinen, obwohl sie als Kläger dazu berufen waren. Danton starb mit großem Muthe, sein Gang zum Tode, dem er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit entgegen ging, glich eher einem Triumph, als einer Hinrichtung. Das Volk war still und niedergeschlagen; wo ein schamloser Spötter laut werden wollte, da bannte Danton ihn mit unwilligen Blicken zur Ruhe: „Ehe sechs Monate vergehen, rief er einem tobenden Haufen zu, werdet ihr meine Hinrichter in Stücken zerreißen, die euch in Ketten halten, und täglich morden.“

So endigte dieser grausame Mann von Gefühl sein unmoralisches Leben am 5. April

1794 in seinem 35. Jahre unter der Guillotine. Er war zweimal verheurathet. Seine erste Frau, sagt man, starb aus Gram, in ihrem Manne den Anstifter der Morde vom 2. September des Jahres 1792 zu sehen. Er war untröstlich über ihren Tod, und nur mit Gewalt von dem Entschlusse sich zu entleiben abzubringen. Seine zweite Frau heurathete er einige Tage nach dem 31. May 1793. Sein Aeußeres war wild und gebietend; sein Körper von starkem Knochen- und Muskelbau, ohne schwerfällig zu seyn; seinen kleinen runden Kopf mit krausen braunen Haaren trug oder warf er rückwärts; seine kleinen braunen Augen sprühten Feuer; sein häßliches Gesicht zeigte von Kraft und Energie.

Was sein moralisches Leben betrifft, so war er Schwelger und Wollüstling. Körperbau und Temperament verführten ihn dazu. Uebrigens galt er für einen wackern Sohn, braven Vater und Ehegatten, und hatte zwanzigjährige Freundschaften: seine Freunde nannten ihn einen guten Kerl. Er wußte wenig von Haß oder Rache, war offenherzig, dienstfertig und freigebig, aber roh; starker doch keiner zarten Eindrücke fähig. Er war populär aus Umgangsgewohnheit, Bequemlichkeitshalber, und um selbst un-

genirt zu seyn; übrigens schmeichelte ihm der Beifall der Menge wenig, aber gern strebte er nach dem günstigen Urtheile der denkenden Klasse, und es lag ihm daran für einen Mann von Geist gehalten zu werden. Seine zusammgerafften Reichthümer führten ihn zum Luxus, und dieser spannte, ihm selbst unbemerkt, allmählig die Triebfedern seiner Thätigkeit ab; er wurde gegen alles gleichgültig, und daher war ihm auch sogar der Tod willkommen.

Marat.

J. P. Marat, dieser berüchtigte Mensch, wurde 1743 in einem kleinen Dorfe im Fürstenthum Neufchatel gebohren. Schon in seinem Kindesalter zeichnete er sich durch ein seltsames Betragen, vorzüglich aber durch seine Wuth in Vertheidigung seiner Meinungen und Behauptungen aus, welche immer sonderbar und höchst übertrieben waren.

Marat, sagt Herr von Archenholz, der ihn persönlich kannte, in seiner Minerva, ist eine kleine, breite, aber auch magere Figur, zwischen deren Gesicht und einer Gattung englischer Bullenbeisser eine Dame sehr richtig viel Aehnlichkeit fand; sein schwarzes Auge sprüht Feuerfunken, und ist der Thermometer des siedenden Quecksilbers, das in seinen Adern rollt, und Kopf und Gliedern die Regsamkeit des Schwanzes einer Bachstelze giebt.

Er war Arzt der Gardes des Corps des Grafen d'Artois, und machte sich in der Me-

dizin durch Marktschreierkünste, in der Physik durch lächerliche Hipothesen berüchtigt, die er mit Gewalt zu behaupten sich bemühte. So suchte er einigen Journalisten Prozesse an den Hals zu werfen, weil sie seine vorgeblichen Entdeckungen entweder nicht lobten, oder anzuzeigen sich weigerten, und zog eines Tages beim Herausgehen aus einer Vorlesung des Professor Charles, der seine physikalischen Abgeschmacktheiten widerlegt hatte, den Degen gegen ihn; die Szene fiel zu Paris in der Strasse l'Arbre sec vor. Professor Charles, auf diese Provokazion keineswegs gefaßt, hatte von allen physischen Instrumenten nur gerade das simpelste zur Hand; indeß da er keinen grossen Apparat gewohnt war, und Marat das Experiment auf der Stelle verlangte, so gab er es ihm zwischen die Ohren mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß Marat wahrscheinlich da auf seine neue Theorie des Lichts gerieth. Er glaubte Newton überwunden zu haben; dem zufolge übergab er zwei Preise, jeden von 50 Louisd'or, einen der Akademie zu Lyon, den andern der zu Rouen.

Die Akademiker zu Rouen, weil keiner von ihnen Physik verstand, und auf die vorgelegten Fragen Niemand als Marat selbst geantwortet hatte, standen ihm den Preis

zu, womit er nicht ermangelte, sich in allen inn- und ausländischen Journalen bekannt zu machen. Die Akademie von Lyon hingegen, besser mit der Materie bekannt, gab die 50 Louisd'or einem Andern, so daß Marat nicht einmal das Accessit bekam. Cholerisch, wie der kleine Mann war, ergrimmte er nothwendig darüber; beschuldigte die Akademie, nach Gunst gehandelt zu haben, um seine neue Theorie zu unterdrücken, und forderte gerichtlich sein Geld zurück, welches ihm aber von den lächelnden Richtern abgeschlagen wurde.

Für diesen Verlust hielt ihn eine Wasserkur, seine Erfindung, schadlos, mit der er bei den Damen von Versailles sein Glück machte. Die Kur besaß eine Schönheit und Jugend verlängernde Kraft, und kostete sechs bis acht hundert Livres, während der drei Wochen, die sie dauerte. Das Wasser diente nicht nur zum Trinken und Baden, sondern Gabeln, Messer, Teller, alles Leinenzeug bis auf die Servietten, Tisch- und Betttücher mußten damit gewaschen und die Speisen darinn gekocht werden. Eine Dame, bei der das Kurbedürfniß und der Glaube noch kräftig waren, als letzterer schon bei allen übrigen zu sinken begann, nahm ihn ins Haus, um daraus zuerst

ihren Gemahl, nachher sich selbst vertreiben zu lassen.

Marat, dieses seltsam organisirte Unthier, besaß eine unerhörte Stärke, physischen Schmerz zu ertragen. Im März 1792, da ihm die Häscher an allen Ecken auflauerten, ohne ihn unglücklicher Weise zu ertappen, und er jede Nacht sein Lager wechselte, bald auf einem Heuboden, bald in einem Keller hausete, wurde ein katalonischer Dentiste zu einem Unbekannten gerufen. Es war Marat, der sich ihm auf Ehre und Gefahr zu erkennen gab, er fand ihn mit einem aufs scheuslichste angefaulten Kinnbacken, und sah sich genöthigt eine Operazion vorzunehmen, deren unsäglichen Schmerz Marat mit einer Kaltblütigkeit ertrug, von welcher der Wundarzt, der nicht selten Knochen zersägt hat, mit Bewunderung redet. Seine Mätresse glich ihrem Liebhaber von dieser Seite vollkommen.

Im Anfange der Revoluzion machte Marat wenig Aufsehen, ob er sich gleich bald durch phantastische Revoluzionsschriften auszeichnete. Aber zur Zeit der konstituirenden Versammlung hielt man sie für zu toll, als daß sie auf irgend einen vernünftigen Menschen Eindruck machen sollten; darüber

zu lachen, glaubte man, sey das beste Mittel sie unwirksam zu machen. In der That fand auch damals Marat selbst unter der gemeinen Volksklasse noch nicht vielen Beifall, jemehr aber die Nazion und besonders das gemeine Volk erhitzt wurde, desto mehr fand auch Marat Eingang. Oefters warnte man ihn zwar, seine Verleumdungen und grausamen Rathschläge zu unterlassen, ja mehr als einmal wurde er selbst deswegen gerichtlich belangt, und sollte gefangen genommen werden, er aber wußte immer seinen Verfolgern zu entgehen. Seinetwegen wollte man die Preßfreiheit nicht einschränken, und so schrieb Marat seinen Volksfreund, der besser Volksfeind geheissen hätte, mit immer grösserer Unverschämtheit fort, je mehr sich sein Anhang vergrösserte. Sein Einfluß wurde 1792 immer mehr sichtbar. Von Robespierre und einigen andern Häuptern der Sansklüottenpartei unterstützt, suchte er anfänglich den von Brissot und seinem Anhange gegen Oesterreich entworfenen Krieg zu verhindern. Er hoffte dadurch nicht nur dem Pöbel zu gefallen, sondern er mußte auch befürchten, durch den wahrscheinlichen Zug des größten Theils seiner Anhänger in den Krieg, seine Partei in Paris zu sehr geschwächt zu sehen,

und dadurch auf den Nothfall ihrer Unterstützung entbehren zu müssen. Ein besonderes Geschäft machte er sich auch um diese Zeit daraus, den General la Fayette zu verleumden, weil er sich den Absichten der Jakobiner entgegen setzte.

Marat war es, der öffentlich rieth, den größten Theil der Nazionalversammlung aus dem Wege zu räumen. Als er dafür gestraft werden sollte, hielten ihn seine Freunde versteckt, und er schrieb nach wie vor seinen Volksfreund, und bereitete dadurch die Szenen des 10. Augusts vor. Er veranlaßte als Mitglied des Aufsichtsausschusses der Stadt Paris jene nächtlichen Hausuchungen, bei welchen eine ungeheure Menge Menschen gefänglich eingezogen wurden, und als die abscheulichen Septembertage, die in der Geschichte ewig unvergeßlich bleiben werden, erschienen, als von einigen gedungenen und bezahlten Mördern mehrere tausend Menschen mit kaltem Blute gewürgt wurden, da spielte das Ungeheuer Marat, in Verbindung mit Robespierre und anderen, eine wichtige Rolle. Man kann ihn nach allen Nachrichten als einen der Haupturheber dieser Greuelszenen ansehen; er schäumte vor Wuth darüber, daß man endlich dem Niedermetzeln ein Ende machte.

Indessen erhob sich eine mächtige Partei gegen Marat und seinen Anhang, die Brissotiner. Diese hatten bald das Glück, sowohl durch ihre überlegenen Talente, als durch die Güte ihrer Sache den größten Theil der Departements auf ihre Seite zu bringen; nicht so gut aber gelang es ihnen in Paris, wo ihre Gegner, Robespierre, Danton und Marat, in Vereinigung mit der Municipalität, die Oberhand erhielten, und es endlich dahin brachten, daß die Brissotiner größtentheils das Blutgerüst besteigen mußten.

Den Prozeß Ludwigs des Unglücklichen betrieb keiner mit größerm Eifer und stärkerer Wuth als Marat. Er konnte seine teuflische Freude gar nicht verbergen, als Ludwig vor dem Konvente zum Verhör erscheinen mußte. Die Hinrichtung dieses guten Monarchen lag ihm so sehr am Herzen, daß er sich mit seinen Genossen verschwor, falls der Konvent ihm nicht das Todesurtheil spräche, die Ermordung desselben mit Gewalt durchzusetzen. Nach dem Tode des Königs wüthete Marat sowohl vermöge seines Einflusses in die Berathschlagungen des Konvents, als durch seine scheußlichen Broschüren, in denen er einst unter andern die Hinrichtung von noch wenigstens zweimal hundert tausend Men-

schen

schen verlangte, unaufhörlich fort. Seinen fluchwürdigen Bemühungen vorzüglich schrieb man die am 23. Februar 1793 vorgefallene Plünderung der Waarenlager und Kramläden in Paris zu; er erregte im Konvente oft die entehrendsten Auftritte, und als die Versammlung es wagte, ein Arrestdekret gegen ihn zu geben, war sein Gang zum Gefängniß, und von da zum Verhör ein wahrer Triumphzug, und der Jubel des Pöbels wurde allgemein, als Marat freigesprochen wurde.

Endlich aber kam die Stunde dieses Frevlers. Die Hinrichtung, Einkerkerung und Verjagung einer Menge von Deputirten aus den Provinzen, am 31. Mai, brachte viele Departements, besonders in Bretagne und der Normandie, gegen den Konvent auf; sie beschlossen eine bewaffnete Macht nach Paris zu senden; und die Stadt Caen im Calvados-Departement sollte der Mittelpunkt ihrer Vereinigung seyn.

Charlotte Corday, ein junges heldenmüthiges Mädchen aus Saturnin les Vigneaux, war hier Augenzeuge von den mannigfaltigen Auftritten des regen Eifers der dortigen jungen Mannschaft, gegen die Anarchisten in Paris loszubrechen; ihr Unwille

gegen den Urheber all des Unglücks, Marat, stieg auf das höchste, sie nahm sich vor, durch die Hinrichtung des Ungeheuers den verheerenden Bürgerkrieg abzuwenden, reisete nach Paris, und machte am 13. Juli 1793 dem Leben des Unmenschen, der eben im Bade saß, durch einen gut ausgeführten Messerstich ins Herz ein Ende.

Nach seinem Tode wurde er von seinen Anhängern allgemein betrauret und fast vergöttert. Nun aber, da die Nazion durch die kostbarste aller Erfahrungen, durch Schaden, belehrt worden ist, wird er auch als der schrecklichste Prediger des Terrorismus allgemein verflucht.

Eulog Schneider.

Eulog Schneider wurde den 20. Oktober 1756 zu Wipfeld, einem kleinen fünf Stunden von Würzburg in Franken entlegenen Dorfe, gebohren. Seine Eltern waren Bauersleute, und da sein Vater zugleich kein guter Hauswirth war, so gerieth er mit seinen Kindern bald in die bitterste Armuth. Unter diesen Umständen wurde seine Erziehung dem Zufalle überlassen, nur der Kaplan des Dorfes, ein Mönch aus einer nahen Abtei, nahm sich des Knaben an, und unterrichtete ihn sorgfältig, weil er Fähigkeiten an ihm bemerkte. Nach einigen Jahren kam er auf das Gymnasium nach Würzburg, wo er von den Jesuiten unterrichtet wurde. Hier lebte er in der drückendsten Armuth, doch gelang es ihm endlich, in das Juliusspital aufgenommen zu werden, welches er aber nach einigen Jahren seines ausschweifenden Lebens wegen wieder verlassen mußte.

Nun überließ er sich ganz einer zügellosen Lebensart, und stürzte sich dadurch ins tiefste Elend. Plötzlich aber entschloß er sich eine andere Lebensbahn anzutreten, und ließ sich in das Noviziat der Franziskaner zu Bamberg aufnehmen. Aber bald wurde es ihm da verhaßt, weil er so manche Verfolgung von seinen Mitbrüdern, seines hellen Kopfes und seiner Liebe zur Poesie wegen, auszustehen hatte. Ihren unversöhnlichen Haß aber zog er sich vollends durch seine Predigt über die Toleranz zu, die er am Tage der heil. Katharina 1788 zu Augsburg, wohin er versetzt worden war, hielt. Itzt dachte er aber auch darauf, wo möglich sich seiner Fesseln zu entledigen, und es gelang ihm durch die Unterstützung des churfürstl. Trierischen Statthalters zu Dillingen, und Weihbischofs von Augsburg, Barons von Ungelter, als Hofprediger des regierenden Herzogs von Würtenberg angestellt zu werden. Er gab sich Mühe, um in der Gnade des Herzogs sich zu befestigen; allein es wollte ihm damit nicht recht gelingen. Ein schöner Zug während seines Aufenthalts in Stuttgard ist, daß er den größten Theil seines Einkommens dazu verwendete, seine armen Eltern und Geschwister zu unterstützen.

Im Jahre 1789 erhielt er den Ruf nach Bonn, und wurde als Professor der griechischen Sprache und der Grammatik am Gymnasium angestellt. Hier zog er sich bald durch sein unüberlegtes Betragen mächtige Feinde zu. Anfangs warnte ihn der edle Churfürst Maximilian, und ersuchte ihn ja doch nicht jeden seiner Gedanken dem Publikum zur Schau zu tragen. Allein des Fürsten Warnen war vergeblich, und die Stimme seiner Freunde hörte er auch nicht. Er ward also genöthigt Bonn zu verlassen, und begab sich im Jahre 1791 nach Straßburg, wo er bald Vikar des neuen Bischofs Brendel ward.

Nach seiner Ankunft in Frankreich scheint er sich Anfangs recht gut betragen zu haben; er schrieb als Dekan der theologischen Fakultät, und Professor der Pastoral, Rechtsgelahrtheit und Beredsamkeit zu Ende 1791 ein hübsches Programm: de novo rerum theologicarum in Francorum imperio ordine. Aber nach und nach veränderte sich sein Betragen, und er ward dann öffentlicher Ankläger beim Kriminalgerichte im Departemente des Niederrheins, und Civilkommissär bei der Revoluzionsarmee desselben Departements. Seit der Mitte des Jahres 1792 schrieb er ein Tagblatt: Argos, oder der

Mann mit hundert Augen; woraus man sein grausames Revoluzionsverfahren so ziemlich wahrnehmen kann. Schon längst war er in Straßburg seiner Ausschweifungen wegen verhaßt, und seine Feinde warteten nur auf Gelegenheit ihn zu stürzen. Als er daher am 13. Dezember 1793 eben von Barr in Revoluzionsgeschäften zurückkam, und der Wagen, worinn er, seine Braut und ihre Verwandte sassen, von sechs Pferden des schlechten Weges wegen gezogen wurde, auch einige Nazionalreiter ihn als Hochzeiter nach Landesgebrauch zu Ehren begleiteten: so ward ihm dieß als ein Verbrechen gegen die Gleichheit angerechnet, und er mußte am 15. desselben Monats von zehn Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags auf dem Schaffot der Guillotine ausgestellt stehen. Damit waren die außerordentlich nach Straßburg abgesandten Volksrepräsentanten Lebas und St. Just, auf deren Befehl er auch obige Strafe ausstand, nicht zufrieden; sondern er wurde nach Paris in das Gefängniß der Abtei abgeführt, daselbst einer Menge von Verbrechen beschuldigt, und am 1. April 1794 guillotinirt. In seinem Gefängnisse schrieb er eine feurige Vertheidigung, die ihm aber nichts half, und wenig bekannt wurde.

Alle Unannehmlichkeiten, die er Zeit seines Lebens erfahren mußte, waren Folgen seiner Unbesonnenheit und seines unzeitigen Freimuths. Er suchte nicht zu belehren, sondern aufzuräumen durch Spott. Seine Schüler machten nur geringen Fortgang in den Wissenschaften bei ihm — er erzählte ihnen Anekdoten; amusirte sie auf Kosten der Mönche u. s. w., und darüber ging ihre Sittlichkeit zu Grunde. Von seinen Talenten zeugen seine Gedichte, seine Predigten und andere kleine Schriften. — Wie ehrenvoll hätte er enden können, und wie gräßlich war sein Abtreten von der Bühne! Keine Thräne floß auf sein Grab, als die des Jammers, den er stiftete.

Franklin.

Benjamin Franklin war den 6. Jäner 1706 zu Boston in der Provinz Massachusets gebohren. Sein Vater war ein Färber. Durch Schulunterricht und eigene Forschbegierde mit mancherlei Kenntnissen ausgerüstet, kam er in seinem 12. Jahre bei seinem ältern Bruder, der ein Buchdrucker war, in die Lehre. Hier benutzte er jede Freistunde zum Lesen, zur Verfertigung schriftlicher Aufsätze und Gedichte, verwandte sein übriges Geld auf Bücher, und noch ehe er sein 16. Jahr erreicht hatte, waren Lockes Versuch über den menschlichen Verstand und Xenophons Denkwürdigkeiten seine Lieblingsschriften. Im Jahre 1723 verließ er die Druckerei seines Bruders und ging nach Philadelphia in Arbeit, wo er hungrig und lumpig ankam. Hier erlangte er gute Konnexionen und ging dann 1724 nach London, wo er anderthalb Jahre in einer Druckerei arbeitete, kehrte hierauf wieder

nach Philadelphia zurück, und errichtete daselbst 1728 eine eigene Druckerei in Kompagnie mit einem Mitgesellen Meredith.

Seine Industrie, die Schönheit und Genauigkeit seines Drucks, und die Unterstützung seiner Freunde verschaften ihm bald viele Geschäfte. Er gab mit Beifall eine politische Zeitung heraus, wurde Drucker der Regierung in Philadelphia, errichtete 1731 eine Buchhandlung, und fing im folgenden Jahre an, jährlich ein Taschenbuch unter dem Titel: Almanach des armen Richards herauszugeben; eine Schrift, die allerlei nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und so stark gelesen wurde, daß zuletzt 10,000 Exemplare davon gedruckt wurden. Voll Begierde, den Namen eines Gelehrten zu verdienen, lernte er itzt erst, und zwar ganz vor sich, die lateinische und französische Sprache. Mit Eifer betrieb und unterstützte er alle litterarischen Einrichtungen seines Vaterlandes, und erhielt 1743 den Auftrag, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika bestimmter zu entwerfen.

Im Jahre 1736 betrat er seine politische Laufbahn. Er wurde zum Sekretär bei dem Parlamente von Philadelphia und einige Jahre hernach zum Repräsentanten

für die Stadt Philadelphia bei demselben erwählt; schon 1737 erhielt er die Stelle eines Postmeisters von Philadelphia. Bei den öftern Feuersbrünsten daselbst, machte er zuerst den Plan zur Errichtung einer Feuerkompagnie, auf diese folgte auch bald auf seinen Vorschlag eine Brand= Assekuranz= gesellschaft. — Bei dem ersten Anfange der Streitigkeiten der Kolonien mit England, die wegen der Auflagen entstanden, wurde er 1764 als Unterhändler nach London geschickt, wobei er zugleich 1766 eine Reise nach Deutschland machte. Als nachher diese Streitigkeiten in einen offenbaren Krieg aus= brachen, wurde Franklin nach Paris ge= schickt, wo er im Dezember 1775 ankam. Die Achtung, mit der man ihn empfing, entsprach seinen Verdiensten. — Ohne frem= de Unterstützung wäre Amerika nicht frei ge= worden, und Franklin wars, der den Al= lianztraktat mit Frankreich zu Stand brach= te, und ihn auch am 17. Februar 1779 unterzeichnete; und vier Jahre darauf den 20. Jäner 1783 schloß er den Frieden, wodurch Nordamerika für eine freie Repu= blik erklärt wurde.

Und dieser Mann, der um seine Mit= bürger sich dadurch so unsterblich verdient gemacht hat, bereicherte zugleich auch Kün=

ste und Wissenschaften mit den wohlthätigsten und angenehmsten Erfindungen. Vorzüglich wichtig sind seine Entdeckungen in der Elektrizität, und vorzüglich die so praktische Anwendung der Lehre von der Elektrizität auf die Theorie der Gewitter. Der kühne Gedanke, man müsse den Blitz, wie die Elektrizität ableiten können, gehört ganz Franklin, und er setzte uns dadurch in den Stand, dem Feuer des Himmels seine Bahne vorzuschreiben. Aber das feine Gefühl des überall wirksamen Mannes und sein vielfältiges Originalgenie dehnte sich auch über schöne Künste und Literatur aus. Jenes Toninstrument, das an Zartheit und Süssigkeit nichts neben sich leidet, die Harmonika, ist von Franklins Erfindung. Auch hat man von ihm einige theoretische Betrachtungen über die Tonkunst, über den Gesang und das Versmaas eines Volksliedes, u. s. w. Von ihm ist der mit Recht so bewunderte Aufsatz: der arme Jakob, der im zweiten Theile von Engels Philosophen für die Welt, frei übersetzt steht; so wie noch andere kleine Schriften.

Am 24. Julius 1785 verließ dieser merkwürdige Mann Frankreich, und kam am 15. September zu Philadelphia an; sein Empfang war so feierlich, wie es der Stifter

der Freiheit seines Vaterlandes verdiente. Er lebte nachdem in einer glücklichen Ruhe des Alters, die aber noch immer durch nützliche Thätigkeit für seine Mitbürger ausgezeichnet war. Er hatte seit mehreren Jahren an Steinschmerzen gelitten, diese wurden so heftig, daß er gegen ein Jahr lang bettlägerig war; er behielt indessen den vollen Gebrauch seiner Sinne, und zeigte in guten Augenblicken der Krankheit noch immer die Laune und Munterkeit, die ihm im freundschaftlichen Umgange eigen war; endlich kam ein Lungengeschwür dazu, er hatte nicht die Kraft alle Materie von sich zu geben, und starb den 27. April 1790 in einem Alter von 84 Jahren. Sein Leichenbegängniß wurde mit einem Pomp gehalten, der in Philadelphia noch ungesehen war.

Angebohrne und erworbene Eigenschaften vereinigten sich, diesen Mann achtungswerth zu machen. Menschenliebe und Freimüthigkeit waren die Grundlagen seines Charakters; eine ungetrübte Heiterkeit, eine einnehmende Gefälligkeit im gemeinen Leben, und eine beständige Gleichmüthigkeit in grossen Unternehmungen, verbanden sich in ihm mit der größten Vorsicht in seinem Betragen. In allen Dingen, bei allen politischen

oder philosophischen Untersuchungen hatte er es sich eigen gemacht, immer die einfachste Ansicht der Sache aufzufassen und sie darnach zu prüfen. Sein System von Lebensweisheit war eben so einfach, er suchte Schmerz und Langeweile durch Mässigkeit und Arbeit zu entfernen. Ohne gleichgültig gegen den Ruhm zu seyn, verachtete er doch ungerechte Urtheile, und wenn ihn Dankbarkeit erfreute, so wußte er doch auch dem Neide zu verzeihen. Sein Umgang war äusserst anziehend; er drang gern in die Kleinigkeiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, und setzte sie durch die Fülle seines Geistes und seiner Erfahrungen in ein neues Licht. — Als Nachkommen hinterließ er einen Sohn und eine Tochter, die den größten Theil seines Vermögens erbten; seinem Enkel, William Temple Franklin aber, vermachte er seine Bibliothek und alle seine Papiere, und verschiedene Landesbesitzungen — so wie auch mehreren Stiftungen ansehnliche Legate.

Cook.

James Cook, der berühmte Weltumsegler, ward in der Grafschaft York 1728 gebohren. Sein Vater war ein Landmann in ziemlich dürftigen Umständen. Nach einem sehr dürftigen Schulunterricht gab ihn sein Vater einem Schiffer, der Steinkohlen von Newkastle nach London zu führen pflegte, auf 7 Jahre in die Lehre, und nach Verfluß derselben diente er auf etlichen Reisen von Newkastle nach London als gemeiner Matrose. Jetzt überzeugte er sich von der Unentbehrlichkeit der Mathematik beim Seedienste, daher verwandte er seine ganze kleine Baarschaft auf den mathematischen Unterricht, und las mit unbeschreiblicher Begierde die besten Bücher über das Seewesen. Mit guten Kenntnissen bereichert, machte er nun weitere Reisen nach der Ostsee, St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen.

Als England 1759 die Eroberung von Quebek beschloß, so bekam er eine Stelle als Schiffsmeister bei der Flotte des Admirals Saunders, und war mit bei der Partei, die auf der Insel Orleans landete. Bei der Unternehmung auf Quebek selbst, in seinem 31sten Jahre, bewies er eben so viel Muth als Pünktlichkeit. Nach Wiederherstellung des Friedens nahm er auf Befehl der Regierung von England in den Jahren 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Neufoundland auf, und gab nach und nach Specialkarten davon heraus. Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London wollte 1768 den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachten lassen, und erhielt deßwegen von dem Könige ein Schiff mit einer sehr ansehnlichen Summe. Kapitän Wallis, der gerade seine Reise um die Welt zurückgelegt hatte, schlug zur Beobachtung der Erscheinung eine von ihm neuerlich in der Südsee entdeckte Insel, St. Georg, als den vortheilhaftesten Ort vor.

Die Ausführung des Unternehmens übertrug Lord Hawke dem Schiffmeister und Landmesser Cook, den er zum Schiffslieutenant und Commodore ernannte. Aus eigenem Triebe reiste der nachherige Präsident

der königlichen Gesellschaft, Joseph Banks, und der Doktor Solander, nebst verschiedenen Malern und andern Künstlern mit. Das Schiff that die Reise nach O-Taheiti; Cook umsegelte diese Insel, nahm sie auf, und brachte sie nebst allen benachbarten Inseln in Karten. Auf der Reise von hier aus nach Süden entdeckte er die Meerenge zwischen den zwo Inseln von Neu-Seeland; er sah auch die ganze östliche Küste von Neu-Holland in einem Strich von beinahe 30 Graden Breite, und entwarf darüber sehr genaue Seekarten. Nach seiner Rückkunft wurde er dem Könige vorgestellt, und sehr gnädig empfangen, auch zum kommandirenden Schiffsmeister ernannt. Mittlerweile hatten auch die Franzosen neue Entdeckungen auf dem Meere gemacht, und aus den aufgenommenen Karten zeigte sich, daß in den südlichen Meeren noch viele Länder verborgen gewesen.

Zur Erweiterung der Erdkunde schickte der König von England nach diesen unbekannten Weltgegenden zwei Schiffe, welche Cook und Fourneaux anführten. Anstatt der Herren Banks und Solander machten jetzt die beiden Herren Forster, Vater und Sohn, und Doktor Sparrmann, als Naturkundi-

ge, die Reise mit. Diese Reise dauerte von 1772 bis 1775, und war zwar mit mancherlei Gefahren und Beschwerden verbunden, bereicherte aber die Naturgeschichte und Erdbeschreibung mit einer Menge der nützlichsten und wichtigsten Kenntnisse. Eine kurze Zeit nach seiner Rückkunft wurde Cook nunmehr zum wirklichen Kapitän der Flotte erhoben, und bekam eine Stelle beim Hospital zu Greanwich, wo er nun sein übriges Leben in Ruhe zuzubringen hoffte. Allein während seiner Abwesenheit hatte der Kapitän Pipps, nachheriger Lord Mulgrave, auch eine Fahrt gegen den Nordpol gewagt, und da dieselbe eben nicht glücklich abgelaufen war, so beschloß der Hof, die nördlichen polarischen Gewässer, besonders zwischen Europa und Asien, näher untersuchen zu lassen.

Zu dieser Unternehmung wurde Cook bestimmt, und er erhielt dazu zwei Schiffe, die alte Resoluzion und die Discovery, welche der Kapitän Clerke unter Cook kommandirte. Im Julius 1776 stachen sie in die See, und den 6. Nov. verliessen sie das Vorgebürge der guten Hoffnung. Vom Cap wendete sich Cook nach Neuholland, Neuseeland und den Societätsinseln. Gegen

Ende des Jahrs segelte er nordwärts, und erreichte im März des Jahrs 1777 die Küste von Amerika. Längs dieser Küste fuhr er hinauf, verbesserte manche Fehler der bisherigen Karten, und fand die Meerenge, die Amerika von Asien trennt. Seit seiner Durchfahrt heißt sie Cooks Meerenge, nicht mehr die Strasse Anian. Er fuhr darauf an der asiatischen Seite wieder zurück, worauf er in dem 22ten Grade der Breite einen neuen Archipelagus von Inseln entdeckte. Auf einer dieser Inseln O-Why-He ankerte Cook.

Die Einwohner erwiesen ihm fast göttliche Ehre, und trugen ihm alle Erfrischungen im Ueberfluß zu. Kaum segelte er ab, so trieb ihn ein heftiger Windstoß, der seinen Vordermast zerschmetterte, wieder nach O-Why-He zurück. Nun fand er die Einwohner ganz verändert, frech, dreist und diebisch. Er schien anfangs auf diese Veränderung nicht viel zu achten, sondern schrieb sie lediglich auf Rechnung der nunmehr schon genauern Bekanntschaft dieser Wilden mit seinem Schiffsvolke. Als es aber endlich so weit ging, daß man sogar das Boot des Kapitän Clerke in der Nacht hinweg raubte, so entschloß er sich, in eigener Person zu landen, und es wieder zu fordern. Ein Lieutenant, ein Sergeant, und 11 Soldaten

begleiteten ihn dahin. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Könige oder Oberhaupte dieser Insulaner, welcher ihn dem Anscheine nach sehr gut aufnahm, und auch geneigt schien, ihm die geforderte Genugthuung zu verschaffen. Auf einmal entstund aber ein Tumult, ehe die Unterredung zu Ende war. Die Wilden drangen mit Gewalt auf den Kapitän Cook und seine Leute los. Man gab sich alle mögliche Mühe, sie zu besänftigen; aber alles war vergebens, und man sah sich gezwungen, auf sie zu feuern. Kapitän Cook wurde von der eindringenden Menge übermannt, und er selbst, nebst vier Seesoldaten, auf der Stelle getödtet. Dieß geschah den 14. Februar 1779.

So starb einer der größten Weltumsegler, wo nicht der größte unter allen, und einer der berühmtesten Männer der neuern Zeit mitten unter den Bemühungen, seinem Ruhme noch zuzusetzen, was ihm nur allein noch zugesetzt werden konnte — nämlich daß er die Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische suchte. In seinem Umgange war Cook nicht der angenehmste Mann. Feinheit, Artigkeit, Witz, und eine gewisse Cultur, die nöthig sind, in Gesellschaft zu gefallen, fehlte ihm gänzlich. Er war nichts

weniger als gesprächig, und konnte Morgen= Mittag= und Abend=Brod in Gesellschaft der Schiffleute genießen, ohne ein anderes Wort als: guten Morgen und guten Abend hören zu lassen. Eine seiner vorzüglichsten Tugenden war Enthaltsamkeit. Er trank sehr wenig Wein, und aß nichts anders als Böckelfleisch, wie der gemeinste Matrose, das ihm einst so große Unverdaulichkeiten zuzog, daß er in ein tödtliches Gallenfieber fiel. Allein oft war auch die Ursache seiner Enthaltsamkeit — Geitz; so trank er nie Thee mit dem gewöhnlichen Speisezucker, sondern mit schwarzem Syrup; brannte statt der Talglichter, die ihm die Regierung doch vergütete, Thran. Während seiner dreijährigen Reise um die Welt pfiff und sang er ein einzigesmal. Wenn er ja lustig war, so war es Sonnabends Abends, wenn er im Zirkel der Schiffleute saß, und beim Saturday night ein Glas Punsch leerte, oft lächerliche Histörchen erzählte, und sogar auch Zotten riß, obwohl er sich nie mit Frauenzimmern abgab. In Gefahren hatte er beides, Vorsicht und Muth: nur will man oft nicht genug entschlossene Kühle an ihm bemerkt haben.

Er war ein dürrer, hagerer Mann, von breiten Schultern, starkem gesunden Kno=

chenbau, und wenigstens 5 Fuß 11 Zoll bis 6 Fuß lang. Er ging, wie alle Seefahrer von beträchtlicher Leibeslänge, stark gebückt, um nicht an die Cajütendecke zu stossen. An seinem Gange, zumal wenn er geschwind gehen wollte, erkannte man noch immer den gemeinen Matrosen: er war lang gespalten, und daher seine Schritte, selbst in Vergleich mit seinem Körper, groß. Der herrschende Charakter seines Gesichtes war ein finsteres, störrisches, zurückhaltendes Wesen. Seiner Wittwe, welcher man einen Gnadengehalt von 1200 Thalern jährlich bewilligte, hinterließ er ein Vermögen von fast 70,000 Thalern. Er hinterließ drei Söhne, einen von 17, einen von etwa 15, und einen von 4 Jahren. Seine erste Reise um die Welt ist von Hawkesworth beschrieben, und auch in das Deutsche und Französische übersetzt; die zweite sowohl von dem ältern Herrn Forster, als auch von ihm selbst; die dritte und letzte wurde erst 1784 in London fertig, und 1788 von dem jüngern Herrn Forster verdeutscht.

Mohamed.

Mohameds Vaterland ist das glückliche Arabien, das seiner Fruchtbarkeit wegen diesen Namen führet; sein Geburtsort, die darinn gelegene Stadt Mekka. Er wurde gebohren im Jahre der christlichen Zeitrechnung 571. Die Einwohner des Landes bildeten schon damals mehrere kleine Republiken, die man Stämme nannte, und zu ihrem Oberhaupte den Aeltesten ihrer vornehmsten Familien hatten. Der Stamm, zu dem Mohamed gehörte, hieß Koraisch, und seine Familie war die vornehmste in diesem Stamme, die ihr Geschlechtsregister bis zum Ismael, dem Sohne Abrahams hinaufführte. Sie wohnte an der Küste des rothen Meeres, und Mohameds Großvater Motaleb war Priester im Tempel zu Mekka, Oberhaupt dieses Stammes, Fürst über das dazu gehörige Gebieth, und war im Stande wider benachbarte Völker Kriege zu führen. Sein ältester Sohn war Ab-

dallah, der Vater unsers Mohamed, der schon starb, da Mohamed noch sehr jung war.

Hier sey mir erlaubt anzumerken, daß in diesen Zeiten in Arabien vier Religionsparteien waren: die erste machten die Verehrer der Gestirne aus, denen nach dem höchsten Wesen göttliche Ehren erwiesen wurden, und diese Partei war die herrschende, folgsam auch die zahlreichste; zur zweiten gehörten die Verehrer des Feuers, welche so, wie die Perser, zwei Urwesen annahmen, ein gutes und ein böses; die dritte Partei waren die Juden, und die vierte endlich die Christen. Nun können wir wiederum auf unsern Mohamed kommen.

Mohamed wurde nach dem Tode seines Vaters von seinem Großvater selbst erzogen, der bei seinem Tode dieses Geschäft seinem andern Sohne Abutaleb anvertraute. Dieser, vermuthlich um seinen jungen Neffen von dem Rechte auf die Regierung, auf die er vermöge der Geburt Anspruch machen konnte, zu verdrängen, führte ihn zur Handlung an; nahm ihn mit sich nach Syrien, da er nur erst dreizehn Jahre alt war, und empfahl ihn bald hernach einer reichen, und noch nicht alten Wittwe zu Mekka, die Chadischah hieß, und einen starken Han-

del nach Syrien trieb. Mohamed betrieb die Geschäfte dieser Wittwe mit sehr vielem Fleisse, und grosser Geschicklichkeit; und erwarb sich dadurch ihre Zuneigung, die, da er eine schöne Bildung nebst einem gefälligen Betragen hatte, bald in Liebe sich umwandelte, so, daß sie ihm in seinem dreissigsten Jahre ihre Hand schenkte, und ihn dadurch zu einem der reichesten und angesehensten Männer seiner Vaterstadt machte. Freilich würde Chadischah diesen Schritt nicht gethan haben, wenn sie seine epileptischen Zufälle gewußt hätte: allein er verbarg ihr dieselben dadurch, daß er sich immer unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte, oder einer besonderen Andacht entfernte, wenn er einen Anfall verspürte.

Seine Reichthümer reizten seinen Ehrgeiz, und erweckten in ihm den Entschluß eine neue Religion einzuführen, welche seinen Worten nach in der reinen Anbethung des einzigen wahren Gottes bestehen, und der Abgötterei, dem Judenthume und Christenthume zugleich entgegengesetzt seyn sollte.

Um nun zu seinem Zwecke zu gelangen, mußte er sich alle seine Landsleute, von was für einer Religion sie immer seyn mochten, geneigt zu machen suchen, und er sah bald ein, daß er das am leichtesten be-

wirken könne, wenn er sie nur auf eine gute Art zu täuschen im Stande wäre. Nun zielten alle seine Bemühungen nur allein dahin: er führte ein äusserst eingezogenes Leben, und brachte die meiste Zeit in der Einsamkeit und in stillen Betrachtungen zu, um dadurch den Schein einer besondern Heiligkeit zu bekommen, und das Volk zu seiner Nachfolge geneigt zu machen. Er hielt sich oft sammt seiner Familie auf dem nahe bei Mekka gelegenen Berg Hora auf; entfernte sich auch hier mehrmalen von den Seinigen, und verkündigte einmal, da er nach Hause kehrte, seiner Frau mit einem feierlichen Tone, daß ihm ein Engel Gottes mit grossem Schimmer erschienen sey, und ihm gemeldet habe, daß er zu einem besondern Abgesandten Gottes an die Menschen sey gewählet worden. Seine Frau entzückt vor Freude, entdeckte das Geheimniß einem nahen Anverwandten, der im Hause wohnte, ein Christ war, und etwas von der hebräischen Sprache verstand; die erhitzte Einbildung des jungen Mannes zwang ihm bald den Beifall dieser Schwärmerei ab, die er dann kräftigst unterstützte. Dieses geschah, da Mohamed 40 Jahre alt war; darum dieses Jahr von seinen Anhängern auch das Jahr der Sendung genannt wird.

Oeffentlich getrauete er sich noch nicht aufzutreten: freundschaftliche Unterredungen unter denen, mit welchen er Umgang hatte, sollten anfänglich seine Erdichtung verbreiten. Die Bewohner seines Hauses waren bald auf seiner Seite, unter diesen zeichnete sich ein junger Vetter aus, der Ali hieß, und sich aus allen Kräften verwendete, daß andere Bekannte Mohameds ihn wirklich für einen Propheten und Abgesandten Gottes hielten. Chadischah unterstützte ihren Gemahl unter ihren Bekannten ebenfalls sehr kräftig, und zog ihm viele Anhänger zu, unter denen abermal viele die Sache noch mehr verbreiteten, so daß er in Zeit von drei Jahren schon ganze Familien für sich gewonnen hatte.

Nun fing er an seine Sache öffentlich bekannt zu machen. Ali mußte alle Abkömmlinge seines Großvaters zu Gaste bitten, sie versammelten sich an der Zahl mehr als vierzig; sie assen und tranken, und waren gutes Muthes. Nun fing Mohamed sehr pathetisch an: „Ich biete euch Glück„seligkeit an, sowohl für dieses, als für „jenes Leben; Gott der Allmächtige hat „mir befohlen euch zu berufen; auf welchen „aus euch ich mich also verlassen kann, wer „meine Sache vertheidigen will, der sage

„es an.“ Alle staunten, alle schwiegen; nur Ali sprang auf, erklärte sich für seinen eifrigsten Vertheidiger, und drohte allen denen, die sich ihm widersetzen würden. Mohamed umarmte den Ali auf das zärtlichste, und ungeachtet daß alle übrigen in ein lautes Gelächter und Gespötte ausbrachen, ließ er sich doch nicht aus der Fassung bringen; vielmehr fing er von diesem Augenblicke an öffentlich unter dem Volke die Erscheinungen zu erzählen, die er seinem Vorgeben nach sollte gehabt haben.

Im Anfange hörte ihn das Volk gelassen an: sobald er aber anfing den bisher üblichen Götzendienst als verabscheuungswürdig darzustellen, so wurde es wider ihn äusserst aufgebracht, und erklärte ihn für seinen Feind; es würde auch einen förmlichen Aufruhr erwecket haben, wenn sich nicht Abutaleb, des Ali Vater, ins Mittel gelegt und es verhindert hätte; der aber auch versprechen mußte, den Mohamed zur Verlassung seines Planes zu bereden. Er versuchte es zwar, und stellte seinem Vetter die nahe Gefahr für die ganze Freundschaft vor, allein Mohamed war entschlossen, unveränderlich bei seinem Vorsatze zu bleiben; nun versprach Abutaleb ihn vielmehr wider alle seine Feinde zu schützen. Da nun die

Koraischiten sahen, daß sie nichts bewirkten, so wandten sie sich zur Gewalt, und behandelten den vorgeblichen Propheten so feindselig, daß es nicht mehr rathsam war, länger in Mekka zu verbleiben; er rieth also selbst seinen Anhängern, die keinen Schutz hatten, anderstwo Zuflucht zu suchen. Sechzehn seiner treuesten Anhänger flohen nach Aethiopien: unter ihnen war auch seine geliebte Tochter Fatima, die Gemahlinn des Ali; ihnen folgten noch mehrere nach, so daß die Anzahl der Flüchtlinge sich auf 83 Männer, und 18 Weiber belief, ohne ihre Kinder zu rechnen. Gerne und gut wurden sie hier aufgenommen. Die Koraischiten verfolgten sie bis dorthin, und begehrten vom Najashi, dem Beherrscher dieses Landes, daß er die Flüchtlinge ausliefern sollte: er aber verweigerte es, schützte sie vielmehr, und nahm sogar ihre Religion an.

Zwei Jahre später, nämlich im siebenten Jahre der Sendung, schlossen die Koraischiten ein förmliches Bündniß zur Unterdrückung der neuen Lehre; sie verfaßten es schriftlich, und legten es an einem Orte nieder, den sie Kaaba nannten. Abutaleb brachte eine andere Verbindung zu Gunsten seines Neffen zusammen. Nun waren also die Stämme in zwei Parteien getheilt, in

die Koraischiten und Haschemiten. So vergingen drei Jahre. Mohamed hatte unterdessen gesuchet einige von der Partei der ersten auf seine Seite zu bringen; von einem derselben hörte er, daß die in der Kaaba niedergelegte Schrift stark von Würmern zerfressen sey; er benutzte den Umstand, und hinterbrachte es seinem Onkel, als eine Sache, die ihm durch göttliche Offenbarung zu wissen wäre gemacht worden. Ohne Verzug verfügte sich Abutaleb zu den Koraischiten, machte ihnen die vorgegebene Offenbarung bekannt, erbot sich, so ferne sie falsch seyn sollte, seinen Neffen ihnen auszuliefern, mit dem Bedingnisse, daß sie allen Feindseligkeiten und der wider denselben geschlossenen Verbindung ein Ende machen sollten, wenn sie wahr wäre. Sie gingen den Vertrag ein, erstaunten nicht wenig, da sie die Sache bei näherer Untersuchung wahr fanden: hoben aber auch ihr ganzes Bündniß auf.

Bald darauf starb Abutaleb in einem Alter von 80 Jahren, und nicht lange nach ihm Chadischah: daher dieses Jahr das Jahr des Traurens genannt wird. Nun fingen die Koraischiten aufs Neue an ihn zu verfolgen, und er verließ Sicherheitshalber Mekka; kehrte aber bald wiederum zu-

rücke, und wurde von einem der vornehmsten Männer der Stadt in Schutz genommen. Bei diesem Umständen verliessen ihn einige seiner Anhänger: er aber wurde dadurch nicht im mindesten bestürzet, sondern fuhr vielmehr fort den öffentlichen Versammlungen bei den Wallfahrten, die damals schon häufig nach Mekka geschahen, zu predigen. Viele wurden von seinen Predigten sehr eingenommen, und rühmten ihn nach ihrer Nachhausekunft aller Orten über die massen an, wodurch er viele Anhänger, besonders in der berühmten Stadt Medina, welche damals Yatreb hieß, und auch Vertheidiger bekam. Um aber auch andererseits seine Anhänger zu erhalten, so gab er vor, im zwölften Jahre seiner Sendung, er habe sich von Mekka nach Jerusalem begeben, und sey alldort in einer Verzuckung in den Himmel geführet, und einer göttlichen Ansprache gewürdiget worden.

Dieses Vorgeben wurde anfänglich von wenigen geglaubet, und hätte beinahe ihm sein ganzes Ansehen geraubet, wenn nicht ein angesehener und allgemein beliebter Mann, der aus dem, daß Mohamed sein Ansehen beibehielt, Nutzen zu ziehen wußte, behauptet hätte, diese Reise hätte nicht nur nichts Falsches an sich, sondern alle Umstände verbürgten

sogar die Wahrheit derselben. Die Rede dieses Mannes bewirkte soviel, daß man Mohameds Worten von dieser Zeit an allen Glauben beimaß, und sie, wenn sie noch so ungereimt waren, durchaus für wahr annahm. Dieses Jahr nannte Mohamed sein angenehmes Jahr. In eben diesem Jahre kamen 12 Männer aus Medina nach Mekka, die ihm einen Eid schworen in allen rechtmässigen Stücken strengen Gehorsam zu leisten; er schickte sie mit Masab, einem seiner vorzüglicheren Schüler, nach Medina zurücke, um sie und mehr andere in den Lehren und äussern Gebräuchen seiner Religion zu unterweisen; hierdurch wurden seine Anhänger in Medina vermehrt, dagegen aber seine Feinde zu Mekka stärker. Die Einwohner von Medina schwuren ihn mit aller Macht gegen seine Feinde zu vertheidigen; er hingegen versprach ihnen dafür das Paradies, und sie waren zufrieden.

Bisher hatte er nur sanfte Mittel gebraucht seine Religion zu verbreiten, nun aber da er sich durch seinen Anhang stark genug fühlte, seinen Feinden Widerstand zu leisten, so schritt er zur Gewalt, und gab vor, Gott habe ihm und seinen Nachfolgern erlaubet, sich wider die Ungläubigen zu vertheidigen; er ging bald weiter, und sagte,

er habe sogar die Macht seine Feinde anzugreifen, die Abgötterei mit Gewalt auszurotten, und den Glauben mit dem Schwerte fortzupflanzen. Dieser Freiheit gemäß zu handeln, rieth er allen seinen Anhängern zu Mekka, daß sie sich nach Medina begeben sollten; sie thaten es: er aber blieb mit Abubeker und Ali noch zurücke. Die Koraischiten fürchteten nun seine Macht, beschlossen also ihn nicht auch entfliehen zu lassen, sondern umzubringen; er aber bekam Nachricht von diesem Entschlusse, wußte ihre Achtsamkeit zu täuschen, ihren Nachstellungen zu entgehn, entkam aus der Stadt, hielt sich drei Tage in einer Berghöhle auf, und begab sich durch einen Umweg nach Medina, wohin ihm bald sein getreuer Ali nachfolgte. Dieses war die Flucht Mohameds, von der die Mohamedaner ihre Zeitrechnung herschreiben; sie fangen sie nur einen Monat früher an, nämlich vom halben Julius, da doch diese Flucht um die Hälfte des Augusts im Jahre der christlichen Zeitrechnung 622 geschah.

Zu Medina baute er einen zum Gottesdienste seiner Religion gewidmeten Tempel, und für sich ein Haus. Er schickte Streifparteien aus, um sich an den Koraischi-

schiten zu rächen, führte einige selbst an, lieferte seinen Feinden viele Schlachten, nebst noch mehr andern, die seine Generale unternommen hatten. Seine Truppen erhielt er theils durch freiwillige Beiträge seiner Anhänger, theils durch die Verordnung jedesmal den fünften Theil der gemachten Beute in eine Schatzkammer zu legen, wozu er von Gott Befehl zu haben vorgab. Seine Anhänger vermehrten sich durch den Beitritt der um Medina gelegenen Ortschaften, und er wollte auf diese Art verstärket, im sechsten Jahre nach seiner Flucht, mit 1400 bewaffneten Männern nach Mekka ziehen; da aber die Einwohner ihm zu wissen machen liessen, daß ihnen sein Besuch nicht willkommen sey, so rüstete er sich die Stadt anzugreifen; die Einwohner aber baten nun um Frieden, und erhielten nur einen Waffenstillstand auf zehn Jahre.

Im folgenden Jahre fing er an seine Religion auch ausser den Gränzen Arabiens auszubreiten, und trachtete durch Gesandte und Briefe die benachbarten Fürsten zur Annahme derselben zu bewegen; viele stimmten ihm bei, nur der König von Persien wies die Gesandten mit Unwillen und Verachtung ab. Da aber dieser bald darauf

von seinem Sohne ermordet wurde, und dieser den Mohamed gelinder behandelte, als es sein Vater gethan hatte, so fielen dem neuen Glaubensverbreiter viele angesehene Perser zu, und unter andern auch Badham, der Regent von Yamama, der bisher ein Vasall von Persien war, nun aber sich der Oberherrschaft des Mohameds unterwarf. Auch der Statthalter von Aegypten nahm seine Bothschaft gut auf, schenkte ihm nebst andern Kostbarkeiten, auch zwei sehr schöne Sklavinnen, und ließ seine Religion im Lande verbreiten.

Im achten Jahre bekam er abermal mehr Anhänger, unter denen zwei sehr vortrefliche Feldherren waren, deren einer ihm Syrien unterwarf, und darum auch das Schwert Gottes genannt wurde. Um diese Zeit brachen die Einwohner von Mekka den Waffenstillstand, durch den Angriff eines mit Mohamed im Bunde stehenden Stammes. Mohamed setzte sich alsogleich in Bereitschaft die Stadt zu überfallen; er rückte mit 10,000 Mann vor dieselbe, und die Einwohner, die einer solchen Macht nicht widerstehen konnten, mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Bei seinem Einzuge schenkte er den Koraischiten, nur wenige ausgenommen, das Leben. Die Gö-

zenbilder in der Stadt und in der herumliegenden Gegend wurden noch in diesem Jahre zerstöret; die Araber nahmen haufenweise seine Religion an, und unterwarfen sich seinen Befehlen. Im folgenden Jahre nahm der Zulauf zu seiner Religion noch mehr zu, und die Unterwerfung mehrerer ansehnlicher Länder in Asia und Afrika, die vorhin von kleineren Fürsten beherrschet waren, unter seine Macht und Religion, wurde durch seine Waffen bewirket; selbst grössere Fürsten huldigten ihm, und bekannten sich zu seiner Religion und zu seiner Oberherrschaft.

Mitten im Laufe eines so seltnen Glückes starb er, vermuthlich vom beigebrachten langsam wirkenden Gifte, im Jahre des Herrn 632, im zehnten Jahre nach seiner Flucht, und nach dem Anfange des zwei und sechzigsten seines Lebens. Er hinterließ seinem Nachfolger Abubeker ein weitläufiges Gebieth, der die Stadt Medina, die zugleich der Begräbnißort Mohameds war, zum Sitze dieses neuen arabischen Reiches wählte. Das grosse Lob, das ihm die Schriftsteller seiner Religion geben, ist in vielen Stücken augenscheinlich falsch, und eben darum in allen übrigen sehr verdäch-

tig. Daß sie ihm aber Enthaltsamkeit beizulegen sich getrauen, ist nicht zu begreifen, da er sich 21 Frauen genommen hatte, ungeachtet er andern in seinem Gesetze deren nur vier erlaubte. Er gab zwar vor, er habe als der größte Prophet diese besondere Erlaubniß von Gott selbst erhalten; so wie er überhaupt bei allen seinen Unternehmungen und Vorschriften vorgab, daß er durch sonderheitliche Erscheinungen und Offenbarungen von Gott dazu sey berechtiget worden.

Zu seiner Religion hatten sich nicht nur allein Abgötterer oder Götzendiener gewendet, sondern auch Juden, und Christen von verschiedenen Lehren; welches zum Theil dem Glücke seiner Waffen, zum Theile dem Umstande zuzuschreiben ist, daß seine Religion der Sinnlichkeit und der Rachsucht sehr günstig ist. Seine Religionsvorschriften und Lehren verfaßte er in einem Buche, das er Koran nannte, und das allen Bekennern seiner Religion stäts sehr heilig ist.

Kromwell.

Olivier Kromwell war im Jahre 1599 zu Huntington in England gebohren; seine Familie war von altem Adel, aber in dürftigen Umständen: sein Vater Heinrich Kromwell, Friedensrichter in dieser Stadt, hatte zu geringe Einkünfte, um seinem Sohne eigene Lehrer zu halten, er mußte ihn also in die dasige Freischule schicken. Der kleine Olivier war leichtsinnig, unruhig, unverträglich, und oft auch schwärmerisch, und verursachte dadurch seinen Eltern und Lehrern viel Verdruß und Sorgen. In seinem achtzehnten Jahre schickten ihn seine Eltern auf die Universität nach Kambridge: allein seine Aufführung war dort so schlecht, daß seine Mutter nach dem Tode seines Vaters, der bald nach der Abreise des Sohnes zur Universität erfolget war, ihn zurückerufen mußte. Zu Hause war er ebenfalls ausschweifend, und die bekümmerte Mutter schickte ihn nach London auf die Universität,

in der süssen Hoffnung, die Hauptstadt würde ihn zu einem bessern Menschen umschaffen.

Allein der Erfolg war bitter; Wein, Spiel und Wollust waren die Elemente, in denen er lebte. Sein schmaler väterlicher Erbantheil war in kurzer Zeit verschwendet. Nun wußte er kein anderes Mittel sich zu retten, als eine Reise nach Nordamerika, die er schon beschlossen hatte, und auch ausgeführet haben würde, wenn ihn nicht seine Mutter davon abgehalten hätte. Auf Antrieb eben dieser seiner Mutter heurathete er im 21sten Jahre, ein witziges, aber äusserst stolzes Frauenzimmer, Elisabeth, die Tochter des Jakob Buchiers, eines englischen Ritters, und begab sich mit ihr als Landedelmann nach Huntington. In dieser Periode seines Lebens verfiel er in einen heftigen Streit mit dem Bruder seiner Mutter, Thomas Stuart, und verklagte denselben bei dem Könige; hier erhielt er keine Genugthuung: daher er dann von dieser Zeit an einen unauslöschlichen Haß in seinem Herzen gegen das königliche Haus hegte.

Sein Onkel verfiel in eine schwere Krankheit, in der sich Kromwell mit ihm aussöhnte, und zum Erben eines ansehn-

chen Vermögens eingesetzet wurde. Nun als reicher Mann begab er sich auf die Insel Ely, verblieb hier einige Zeit, wurde wiederum in Streitigkeiten verwickelt, und ging aus dieser Ursache von da weg nach Essex. Hier verfiel er in Gewissensängstigkeiten wegen seines vorher geführten ausschweifenden Lebens, und bat beim Abzuge von Ely alle Einwohner durch eine öffentliche Kundmachung um Verzeihung, wenn er sie sollte geärgert, oder beleidiget haben; in seinem neuen Wohnorte lebte er still, eingezogen, und trübsinnig. Sein meister Umgang war mit Fanatikern, und mit Menschen jener Sekte, die man die Sekte der Nonkonformisten nennet, bei denen er in einem solchen Ansehen war, daß er von ihnen zum Mitgliede des dritten Parlaments unter Karl dem ersten im Jahre 1628 erwählet wurde. Er wurde zu jener Parlamentskommission, die die Religionsstreitigkeiten untersuchen sollte, gezogen, und brachte durch seine Hitze gegen die Katholiken, die Aufmerksamkeit der übrigen Kommissäre auf sich. Nach der Aufhebung des Parlaments kehrte er wiederum nach Hause.

Unterdessen war sein doppeltes Erbgut beinahe ganz aufgezehret, und er wollte nun wiederum nach Nordamerika gehen, al-

lein er erhielt keine Erlaubniß dazu. Bald darnach machte er alle Nachbarn auf sich aufmerksam, durch seine hartnäckige Widersetzlichkeit gegen die landwirthschaftlichen Unternehmungen des Grafen Bedford; diese war aber auch Ursache, daß er im Jahre 1640 zum Mitgliede des neuen Parlamentes als Repräsentant von Kambridge, wo er einige Tage vorher noch nicht einmal Bürger war, erwählet wurde; um aber hierzu zu gelangen, wandte er verschiedene niederträchtige Mittel an. Dieses Parlament war lange beisammen, und es verstrich ein ganzes Jahr, ohne daß sich Kromwell durch etwas Merkwürdiges ausgezeichnet hätte. Er war zwar immer frei in Reden, aber doch stäts gelassen, ausgenommen, wenn von der Religion die Rede war, denn alsdann gerieth er in Hitze. Aber am 14. Dezember 1641, wo die heftigsten Debatten den ganzen Tag hindurch zwischen den zwei Parteien des Parlaments, deren die eine die royalistische oder königlichgesinnte, die andere die antiroyalistische oder königsfeindliche hieß, geführet wurden, da stritt keiner mit so viel rasender Wuth wider den König, als Kromwell; dadurch wurden die Häupter der antiroyalistischen Partei bewo-

gen, ihn zu allen ihren Berathschlagungen zu ziehen.

Da es endlich so weit kam, daß sowohl der König als auch das Parlament Truppen sammelten, und ein bürgerlicher Krieg förmlich ausbrach, erbot sich Kromwell zu Gunsten der Parlamentsarmee eine Truppe Reiter zu werben, und sie selbst anzuführen. Seine erste Unternehmung sollte in dem bestehen, daß er im Jahre 2642 den Bothen, welcher dem bedrängten Könige 150 Pfund Sterling, und 2065 Unzen Silber als freiwilliges Geschenk von der Universität Kambridge überbringen sollte, von seinen Reitern wollte aufheben lassen: allein die Unternehmung mißlang; der Both machte einen Umweg, und kam glücklich zum König. Dagegen nahm Kromwell die Aufseher der Kollegien in besagter Universität gefangen, und sandte sie nach London, wo sie viel Ungemach ausstehen mußten. Zwei andere Freunde des Königs ließ er lange Zeit in dem untersten Raume eines Schiffes schmachten. Seinen Onkel Olivier, der ihm dem König geneigt zu seyn schien, besuchte er unter dem Vorwande sich seinen Segen zu erbitten: unterdessen aber ließ er ihm durch seine Reiter alles Silber-

geschirr und andere Kostbarkeiten wegnehmen, und fortführen.

Die Zahl seiner Reiter wuchs von Tag zu Tage mehr an, und er ward bald Oberster von 1000 Reitern, obwohl er vorher niemals Soldat war; daher kam es auch, daß er viele militärische Fehler machte. So blieb er im Jahre 1642 bei der ersten Schlacht der königl. und parlamentarischen Armee nicht weit vom Schlachtfelde ruhig, obwohl er an der Spitze von 2000 Mann stand. Im Jahre 1643, da seine Mannschaft schon 2600 Mann stark war, fiel er in die dem Könige treu gebliebenen Grafschaften, und erlaubte seinen Reitern zum Besten der Parlamentarkasse starke Plünderungen. Bei der zweiten Hauptschlacht, die zwischen den königl. und parlamentarischen Armeen noch im Jahre 1643 vorfiel, verlohren die erstern; Kromwells Reiter hatten den Sieg erfochten.

Nach dieser Schlacht hatte das Parlament die Schotten aufgefordert, daß sie sich mit dem Grafen Essex, dem Oberfeldherrn der parlamentarischen Truppen, vereinigen, und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen sollten. Diese waren gemengt mit den Reitern des Kromwells, der unterdessen Generallieutenant geworden war, in

der dritten Hauptschlacht, die im Jahre 1644 den 3. Julius vorfiel, in welcher die Armee des Königs schon anfing zu siegen; allein die Reiterei des Kromwells rettete die geschlagenen Flügel der parlamentarischen Truppen noch vom gänzlichen Untergange. Aber hier muß bemerket werden, daß nicht Kromwell sie anführte, sondern General Crawford; denn Kromwell war aus der Schlacht gegangen wegen einer gar sehr leichten Kontusion, die ein wahrer Soldat vielleicht nicht einmal würde bemerkt haben. Jedoch das Parlament schrieb ihm den Sieg zu, ernannte den Grafen von Manchester anstatt des Grafen von Essex zum Feldherrn mit dem Befehle, nichts ohne Vorwissen Kromwells zu thun. Das Parlament wollte ihm eine besondere Zuneigung beweisen, und nannte ihn vorzüglich den Patrioten. Diese Ehren erwies das Parlament dem Heuchler, weil es glaubte, derselbe streite nur aus Liebe und Anhänglichkeit für das allgemeine Beste, und nicht einsah, daß seine Triebfeder nur Hochmuth, Ehrgeiz und Herrschsucht seyen.

Bald darnach aber zeigte er eine häßliche Blösse. Er bewirkte eine Parlamentsakte, daß die Glieder beider Häuser von den Befehlshaberstellen sollten ausgeschlossen

seyn. Seine Reiterei, die man den eisernen Arm nannte, war schon angestiftet, daß sie nicht dienen wollte, wenn Kromwell nicht ihr Anführer bliebe. Er wurde daher auch von dieser Akte ausgenommen. Nun wurde Sir Thomas Fairfax zum höchsten Befehlshaber, Kromwell aber zum Generallieutenant der gesammten Armee ernannt. Hierauf erhielt er einige Vortheile im Felde; der beträchtlichste war im Junius 1645, an dem aber mehr die Hitze des Prinzen Rupert, als die Tapferkeit Kromwells Ursache war. Dieser Prinz kommandirte den rechten Flügel der königl. Armee, und schlug den linken feindlichen Flügel, welcher floh; der Prinz, anstatt dem König nun zu Hilfe zu eilen, verfolgte die Flüchtigen: der König wurde sehr vom Kromwell gedrängt, sein linker Flügel geschlagen, und die Schlacht ging nun ganz verlohren. Das Parlament belohnte den Kromwell mit einer jährlichen Pension von dritthalbtausend Pfund Sterling. Von dieser Zeit an brütete Kromwell an seinem Plane, den er meisterhaft zu verbergen suchte.

Unterdessen wurden die Umstände des guten Königs immer trauriger; er hatte sich geschmeichelt bei den Schotten Sicherheit zu finden, und ergab sich am 25. April

1646 der bei Newark stehenden schottischen Armee. Das englische Parlament fing Unterhandlungen mit den Schotten an, und diese waren treulos genug den armen König den Engländern im Jahre 1647 auszuliefern: aber weder diese noch jene wußten, was für ein grosses Unglück demselben bereitet war. Da nun das Parlament den König in seiner Gewalt hatte, wollte es mit demselben Frieden machen, und einen Theil seiner Armee abdanken; allein Kromwell mußte dieses vorausgemuthmasset haben, denn die ganze Armee gerieth in Gährung; die meisten Offiziere derselben waren Handelsleute oder Handwerker; sie befanden sich bei der Armee besser als in ihren Werkstätten und Krambuden; sie wollten daher dieselbe nicht mehr verlassen, und widersetzten sich sammt dem Kromwell, der das ganze Geschäft leitete, und dessenthalben seine ganze Mannschaft nach London geführet hatte, der Aussöhnung des Parlamentes mit dem Könige aus allen Kräften.

Am 4. Junius dieses Jahres ließ Kromwell den König von dem berüchtigten Kornet Joyce, der im Anfange dieses bürgerlichen Krieges noch Schneider war, in Gegenwart der Bevollmächtigten des Parlaments aufheben, und zur Armee, die bei

Childerslei stand, abführen. Hier wurde der Monarch anfänglich gelind behandelt: weil der Bösewicht des Nutzens desselben oft nöthig hatte, um die Armee gegen das Parlament, von dem er so viel Gutes bisher genossen hatte, aufzuwiegeln. Mit dem Anfange des Jahres 1648 verjagte er mit Hilfe seiner Soldaten alle Parlamentsglieder, die ihm verdächtig und seinen Absichten abgeneigt schienen; setzte das ganze Haus in gänzliche Ohnmacht, hob alle Unterhandlungen desselben mit dem Könige auf, und schloß diesen weit enger als vormals ein.

Nun erwachten viele von denen, die sich Patrioten nannten, aus ihrem Traume, und fühlten zu spät die Stricke, die sie umschlangen; nun ergriffen sie die Waffen für ihren König; auch die Schotten, aus Reue über ihre unvernünftige Treulosigkeit gerühret, brachten eine ansehnliche Armee zu Gunsten desselben zusammen, und der bürgerliche Krieg brach vom Neuen mit grösserer Wuth aus. Da die parlamentarische Armee unter dem Kromwell, Fairfax und Lambert London verlassen, und sich in drei Theile getheilet hatte, fingen die Herren des Parlaments die Unterhandlungen mit dem Könige abermal an, und brachten es schon dahin, daß Kromwell wegen des La-

sters des Hochverraths sollte angeklaget werden; er aber, der gegen die königl. Truppen glücklicher war, als man es nur erwarten konnte, zog, nachdem auch die Schotten von dem Herzoge von Hamilton waren geschlagen worden, voll Wuth mit seinem Heere nach London, jagte das ganze Parlament auseinander, besetzte es mit seinen Kreaturen, handelte dann als Chef des neuen Parlamentes nach seinem Gutdünken, und befahl demselben, den König zur Rechenschaft zu ziehen, den er unterdessen aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte Wight nach London hatte führen lassen.

Bald darnach wurde ein förmliches Gericht zusammengesetzt, bei dem Kromwell abermal den Vorsitz hatte, und wo der König förmlich angeklagt wurde. Man legte ihm Verschiedenes zur Last, aber ohne Grund; besonders beschuldigte man ihn, daß er die erste Ursache an dem bürgerlichen Kriege gewesen sey, was doch auch, wie wir gesehen haben, falsch war. Der unglückliche Monarch stand vor den Bösewichtern voll Seelenadel, weigerte sich standhaft die Gerichtsbarkeit derselben zu erkennen, und vertheidigte sich dennoch vorzüglich in Ansehung des Krieges. Das Gericht, bei dem Niemand so geschäftig war als Kromwell, un-

terfing sich den 27. Januar 1649 das Todesurtheil über den König auszusprechen, und Kromwell der Bösewicht konnte bei Unterschreibung desselben noch scherzen, und aus Scherz den, der der Nächste an ihm saß, mit Dinte bespritzen. Kromwell bekam unzählige Bitten für die Erhaltung des Königes; auswärtige Gesandten machten Vorstellungen; vier vornehme Männer vom Adel gaben sich selbst als Rathgeber des Königs an, und erklärten, daß, wenn er gefehlt hätte, so seyen sie schuldig und strafwürdig; allein alles war vergebens: Karl mußte sterben, und wurde am 30. Jäner 1649 zu Whitehall auf dem öffentlichen Blutgerüste enthauptet.

Fünf Tage darnach ward das Oberhaus aufgehoben, und ein Staatsrath von lauter dem Kromwell ergebenen Leuten errichtet. Nun beugte sich freilich ganz England unter seine Tirannei, aber in Irrland herrschte noch eine mächtige Partei, die ihm abgeneigt war. Diese zu demüthigen, ging er mit 17000 Mann dahin ab, und hatte bis in den Julius 1650 fast die ganze Insel unterjocht. Er übergab die Armee seinem Schwiegersohne Jarton, ging nach England zurück, und zog in London im feierlichen

Tri-

Triumphe ein. Um eben diese Zeit wurde Karl der Zweite zum Könige von Schottland ausgerufen, und daselbst Anstalt gemacht, in England einzufallen. Kromwell widersetzte sich ihnen mit einem Heere von 20000 Mann, das anfänglich durch die Schlauheit der Schotten, und durch den Mangel der Lebensmittel in grosse Gefahr kam; aber am 3. Oktober bei Dunbar den Sieg über die Armee des jungen Königs davon trug. Der Krieg dauerte den Winter und das folgende Jahr mit abwechselndem Glücke fort; aber die Schlacht bei Worcester am 3. September 1651 war entscheidend, und Karl der Zweite ausser Stand gesetzet, wiederum im Felde zu erscheinen.

Bald darnach zog Kromwell in London im Triumphe ein; erhielt den Titel eines Lordgenerals und obersten Befehlshabers in England, und eine abermalige grosse Erhöhung seiner Einkünfte. Die folgende Zeit gab es noch viel Berathschlagungen und Streitigkeiten im Parlamente. Kromwell merkte, daß die Macht desselben wiederum wachse: er ging daher mit einigen hundert Soldaten nach Westmünster, erklärte dort laut, daß er zur Ehre Gottes und zum Besten der Nazion das Parlament trenne; rief

bei der Widersetzlichkeit desselben seine Solda-
ten herzu, und ließ durch sie die Glieder des-
selben ohne Umstände aus dem Hause jagen.
Er setzte auch den ganzen Staatsrath ab;
suchte sich aber dagegen die Flotte, und das
Kriegsheer immer geneigter zu machen. Die
Befehlshaber derselben traten im Dezember
des Jahrs 1653 zusammen, und erklärten
am 16. d. M. ihn Lordgeneral zum Pro-
tektor des englischen Freistaates mit dem
Titel: Hoheit. Noch hatte er viele Feinde,
noch drohten ihm viele Gefahren; allein er
wußte diesen zu entgehen, jene von sich
entfernt zu halten. Er handelte unumschränkt
wie ein König, und besaß ausser dem Na-
men alles, was nur ein König besitzen kann.

Nun richtete er seine Hauptsorgfalt auf
die Verwaltung öffentlicher sowohl einhei-
mischer als auswärtiger Geschäfte; brachte
die Holländer zu einem für England rühm-
lichen Frieden; den Kronen Frankreich und
Spanien zeigte er sich so wichtig, daß sie
um seine Freundschaft buhlten, und sich so-
gar lächerlicher Mittel bedienten, in Erlan-
gung derselben sich einander den Rang ab-
zulaufen. Der König von Frankreich nannte
ihn Vetter; er aber schlug diesen Titel aus,
weil er stolz genug war, den Titel Bru-
der zu erwarten, den er aber umsonst

hoffte. Den öffentlichen Schatz gebrauchte er nur mit äußerster Sparsamkeit. Er hatte zwar nach der Akte, die ihn zum Protektor machte, alle drei Jahre ein freies Parlament zusammen rufen müssen; allein das konnte ihm in keinem Stücke hinderlich seyn, weil er stäts ein starkes Kriegsheer zu seinem Befehle an seiner Seite hatte. Durch eine wohlgeordnete Kriegsmacht sowohl zur See als zu Lande machte er seine Nazion bei Auswärtigen furchtbar. Am 26. Julius 1657 wurde er noch einmal in Westmünsterhall mit aller möglichen Pracht als Protektor der drei miteinander verbundenen Königreiche ausgerufen.

Bei diesen Umständen war er nicht nur allein den königlich Gesinnten, sondern auch dem ganzen Volke verhaßt, weil dasselbe unter ihm weit mehr Bedrückungen erfuhr, als unter dem gemordeten Könige. Täglich geschahen neue Verschwörungen wider ihn, welche er zwar durch gut bezahlte Kundschafter zeitig genug entdeckte; aber niemals gänzlich unterdrücken konnte. Auch bei der Armee entstanden Meutereien, und selbst in seiner Familie war man mit ihm unzufrieden; seine liebste Tochter Lady Cleipole machte ihm noch auf seinem Krankenbette

bittere Vorwürfe. So war der Bösewicht bei allem Schimmer des Glückes unglücklich, und konnte zuletzt seine Angst und Furcht nicht mehr bergen: überall begleiteten ihn starke Wachen, unter seinen Kleidern trug er stäts einen Harnisch, ging von keinem Orte auf dem geraden Wege zurück, schlief selten drei Nächte nacheinander in eben derselben Kammer, und war gegen jedes fremde Gesicht argwöhnisch. Sein Körper mußte endlich seiner qualvollen Unruhe unterliegen. Im Sommer des Jahrs 1658 verfiel er zu Hamptoncourt in ein langsames Fieber. Er ließ sich von da nach London bringen, und starb daselbst an diesem Fieber aller angewandten Mittel ungeachtet am 3. September desselben Jahrs, da er 59 Jahre und fast 5 Monate alt war.

Sein Leichenbegängniß wurde auf öffentliche Kosten veranstaltet, und mit königlicher Pracht vollzogen. Eine Menge Lobgedichte kamen nach seinem Tode heraus, eine Sache, die nichts zu seinem Ruhme beweiset; denn was ist wohl Grosses geschehen, selbst in der Linie der abscheulichsten Schandthaten, was nicht Dichter mit Enkomien besungen hätten? Bald erschienen aber auch andere Schriften, die seine niedrigen Handlungen mit den gehörigen Schatten schilder-

ten. Sein älteſter Sohn Richard folgte ihm in der Würde eines Protektors der drei Nazionen nach: allein ſanft, friedfertig, entfernt von allem Ehrgeitze, ein Feind der Ungerechtigkeit, legte er die Regierung nieder, ehe er ſie noch ein ganzes Jahr geführt hatte, und lebte auf einem Landgute ganz ungeſtört, weil er Niemanden beleidiget hatte, noch 50 Jahre. Auf den Brittiſchen Thron kam der Sohn des ermordeten Königs als rechtmäſſiger Erbe, Karl der Zweite. Unter deſſen Regierung wurde die Leiche Kromwells drei Jahre nach ſeinem Tode der Erde wiederum entriſſen, und öffentlich an den Galgen gehängt.

Johanne d'Arc,

oder das Mädchen von Orleans.

Johanne von Arc oder du Lys, gewöhnlich das Mädchen von Orleans genannt, wurde um das Jahr 1412 zu Domremi bei Vaucouleurs in Lothringen gebohren, wo ihr Vater Jaques d'Arc ein Bauer war. Sie war noch in der Blüthe des Alters, als sie sich einbildete, St. Michael, der Schutzengel von Frankreich, sey ihr erschienen, und habe ihr befohlen, nach Orleans zu gehen, um die Belagerung aufzuheben, und den König Karl VII. zu Rheims salben zu lassen. Ihre Erscheinungen veranlaßten ihre Aeltern, sie dem Gouverneur von Vaucouleurs Baudricourt vorzustellen. Dieser lachte anfänglich über das Mädchen, und schickte sie darauf, als er etwas ausserordentliches an ihr zu finden glaubte, an den König. Der König, spricht der Abbe de Chaisi, befand sich damals zu Chinon in

grosser Verlegenheit über das, was er zu thun hatte, und verzweifelte fast, Orleans entsetzen zu können. Er war von der Ankunft des Mädchens schon benachrichtiget, und ließ sie in sein Zimmer kommen, das voll von jungen Herren war, die zum Theil besser gekleidet waren, als er. Sie wandte sich an den König, und grüßte ihn bescheiden und ehrfurchtsvoll; er wollte sie täuschen, und sagte zu ihr: Ich bin nicht der König, dieser hier ist es, und zeigte dabei auf einen seiner Höflinge. Aber sie versicherte ihn, daß sie ihn wohl kenne, ob sie ihn gleich niemals gesehen habe, und sprach mit so viel Geist, Muth und Anstand mit ihm, daß der ganze Hof etwas Göttliches an ihr zu finden glaubte. Sie versprach mit Zuverlässigkeit, Orleans zu entsetzen, und den König zu Rheims salben zu lassen, und um sich ein gewisses Zutrauen zu erwerben, sagte sie dem Könige in Gegenwart seines Beichtvaters, des Herzogs von Alencon, und Christophs von Harcourt, geheime Dinge, die sie nie einem Menschen mitgetheilt hatte: Sire! sprach sie zu ihm, Sie erinnern sich, daß Sie am letztverflossenen Allerheiligen-Tage, ehe Sie kommunicirten, Gott um zwei Dinge baten; eins, Ihnen die Lust und den Muth zum Kriege

zu nehmen, weun Sie nicht rechtmäſſiger Erbe des Königreichs wären; und das andere, allen seinen Zorn lieber auf Sie, als auf Ihr Volk fallen zu lassen. Der König erstaunte darüber. Er glaubte, man müsse, um von der Wahrheit versichert seyn zu können, vor allen Dingen wissen, ob sie noch Jungfrau wäre. Man ließ sie von verständigen Weibern untersuchen, welche sie noch als Jungfrau fanden. Nach dieser Untersuchung verständiger Weiber untersuchten sie die Aerzte. Alle schlossen, Gott könne wohl Mädchen Plane anvertrauen, die gewöhnlich nur von Männern ausgeführt würden. Das Parlament aber, an welches der König unsere Begeisterte schickte, war etwas weniger leichtgläubig, behandelte sie als eine Närrin, und verlangte ein Wunder von ihr. Johanne antwortete, sie habe es jetzt noch nicht in ihrer Gewalt, würde aber zu Orleans nicht ermangeln, deren zu thun.

Orleans war nahe daran, in die Hände der Engländer überzugehen. Karl, der mit dem Verluste dieser Stadt seine letzte Ressource verlohren hätte, glaubte den Muth eines Mädchens benutzen zu müssen, das den Enthusiasmus einer Begeisterten, und den Muth eines Helden zu haben schien. Johanne von Arc, als Mann gekleidet, als

Krieger bewaffnet, und von geschickten Offizieren angeführt, unternahm es, dem Platze zu Hülfe zu kommen, sprach im Namen Gottes zur Armee, und theilte derselben das Vertrauen auf ihn mit, womit sie selbst erfüllet war. Nun rückte sie gegen Orleans vor, brachte Lebensmittel hinein, und drang selbst im Triumphe in die Stadt. Ein Pfeil, der sie bei der Attaque in die Schulter verwundete, hielt sie vom Vorrücken nicht ab. Es kostet mir etwas Blut, sagte sie, aber diese Unglücklichen werden der Hand Gottes nicht entrinnen! Und sogleich erstieg sie die Verschanzungen der Feinde, und pflanzte selbst ihre Standarte auf. Die Belagerung von Orleans wurde bald darauf aufgehoben; die Engländer wurden in Beauce geschlagen; das Mädchen von Orleans zeigte sich überall als eine Heldinn. — Als der erste Artikel ihrer Mission erfüllt war, wollte sie auch den zweiten vollbringen. Sie zog nach Rheims, ließ 1429 daselbst den König salben, und war mit ihrer Standarte in der Hand bei der Ceremonie zugegen.

Karl, der Gefühl für die wichtigen Dienste dieses kriegerischen Mädchens hatte, erhob ihre Familie in den Adelstand, gab ihr den Namen du Lys, und Ländereien, um diesen Namen behaupten zu können.

Johanne von Arc hörte nun auf glücklich zu seyn; sie wurde bei der Attaque vor Paris verwundet, und bei der Belagerung von Compiegne in einem Ausfall gefangen genommen. Nun verschwand das Erstaunen, und die Ehrfurcht, womit sie die ganze Welt, und selbst ihre Feinde für sich erfüllt hatte. Man entschloß sich, sie dem Geiste des Jahrhunderts gemäß als Zauberin anzuklagen. Die Prediger predigten es überall, und die Universität zu Paris bestättigte es. Cauchon, Bischof von Beauvois, fünf andere französische Prälaten, ein englischer Bischof, ein Dominikanerbruder, Vikar der Inquisizion, und einige fünfzig Doktoren verhörten sie zu Rouen. Cauchon, der an die Engländer verkauft war, suchte alles hervor, sie schuldig zu machen, und verschwieg selbst im mündlichen Vortrage das Verlangen des Mädchens von Orleans, vor den Pabst gebracht zu werden. Hierauf sagte Johanne zu ihm: Ihr wollt nichts schreiben, als was gegen mich, und nichts von dem sagen, was für mich ist. — Als das Verhör zu Ende war, führte man sie auf den Kirchhof St. Ouen zu Rouen, wo sich das Volk versammelt hatte. Ein Prediger hielt eine schlechte Rede gegen den König Karl und seine Heldinn; Johanne unterbrach ihn, und strafte

ihn mit lauter Stimme Lügen. Diese Geistesstärke in einem schwachen Mädchen erbitterte ihre Richter noch vielmehr; man verurtheilte sie im Jahre 1431 als Zauberin, Wahrsagerin, Kirchenschänderin, Lästerin des Namens Gottes und der Heiligen, als eine die nach Menschenblut durstete, alle Scham ihres Geschlechtes abgelegt hätte u. s. w. zum Scheiterhaufen.

Johanne erschien mit eben der Festigkeit auf dem Scheiterhaufen, als auf den Mauern von Orleans; man hörte sie bloß den Namen Jesus ausrufen; die Engländer selbst beweinten ihren Tod. Karl VII. that nichts, sie zu rächen, sondern ließ bloß zehen Jahre nachher ihren Anverwandten hinterbringen, sie möchten die Revision des Prozesses vom heiligen Stuhle verlangen. Kallixtus III. setzte ihr Andenken wieder in Ehren; er erklärte sie zur Martyrin ihrer Religion, ihres Vaterlandes und ihres Königs. Ihre Richter schändeten durch Johannens Verbrennung ihre Vernunft und Billigkeit, verletzten das Völkerrecht, indem sie dieselbe als eine Kriegsgefangene zum Tode verdammten, und die Regeln des gesunden Menschenverstandes, indem sie sie als eine Zauberin verbrannten.

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten, dieser edle deutsche Mann, der als ein Flüchtiger, Lebensunsicherer, Vertriebener, starb; der nichts hatte, wo er sein Haupt hinlegte; bei dem man nach seinem Tode nur eine Schreibfeder und einige Briefe an seine Freunde fand; wurde im Jahre 1488 zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse gebohren; und machte seine ersten Studien zu Fulda, Köln, und Frankfurt an der Oder, wo der Churfürst Johann Cicero von Brandenburg, vor Kurzem (im Jahre 1495) eine hohe Schule gestiftet hatte.

Als er noch zu Fulda war, sollte er Mönch werden. Tune hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Ritter Eitelwolf von Stain zum Abbte, und errettete den fähigen Knaben; dafür aber hing Huttens Herz zeitlebens an diesem edlen Mann, seinem Erretter, dem er nachher die Gunst

des Churfürsten von Mainz, seine Reise nach Italien und sein erstes blühendes Hofglück zu danken hatte, mit dessen Tode aber auch seine erste Stütze ihm entging. Köln war damals, wie wir aus Luthers Geschichte wissen, ein Hauptnest von Philosophastern und Theologastern, und der Eckel, den Hutten an diesen Menschen fand, gab ihm, noch unbestimmt wie er ausbrechen würde, den Stoff zu seinen nachherigen Epistolis obscurorum virorum, dem Heldenwerke seines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein Mitschüler gewesen, ein Freund, der ihm auch treu blieb bis an das Ende. In Köln lebten nun alle die Originale, insonderheit gravissimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt. — Abermals ein Beweis, daß das meiste, was wir in unserm Leben thun, von denjenigen Verbindungen und Umständen herrührt, in welche uns früh die Vorsehung setzt. Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — sie machen meistens den Anklang unserer Bestimmung: sie weben das Grundgewebe, in welches spätere Schicksale und reifere Vernunft uns den Einschlag geben.

Von Köln ging Hutten überdrüssig nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Eitelwolf, in Versen beschrieb. Bald trieb ihn seine jugendliche Unruhe in seinem 20sten Jahre 1508 auch von hier weg; und so wie er sein ganzes Leben durch, die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten verband, so traf es sich auch itzt, daß er in eben diesem Jahre nach Italien in den berühmten Venezianischen Krieg ging, wo der unternehmende Geist, die immer argwöhnische Eifersucht und die Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Maximilian belagerte eben damals Padua. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten, von 1508 bis 1517 in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine litterarischen Talente eben so sehr, als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat.

Unter die Begebenheiten seines Lebens in Italien gehört auch diese, daß er einst auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in den Fall kam, sich ganz allein, denn seine Gefährten waren davon gelaufen, mit fünf Franzosen, mit denen er zufälliger Weise Hän-

del bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nur sehr klein von Person war, und fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Parthie ist, wehrte er sich so verzweifelt, daß die Franzosen endlich ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Inzwischen fand sich der rastlose Jüngling nicht oft in dem Falle, in diesem Kriege seinen Muth auf eine so ausgezeichnete Art zu zeigen, und das Schicksal schien ihm nicht so gewogen gewesen zu seyn, als die Natur. Sein Aufenthalt in Italien gab ihm weniger Anlaß, seinen Heldenmuth in Kriegsthaten, als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen, nach der damaligen Weise Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und seinen Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages bloß gestellt war.

Er kam nach Deutschland zurück, und ein Landedelmann, sein Vetter, der an ihm einen fleissigen mühsamen Juristen, nach damaliger Juristenzeit in Deutschland erwartete, fand gar nicht was er suchte. — Der arme junge Mensch schrieb seinen Nemo. Beim ersten Auftritt war er auch ein Niemand, und ist gewissermassen zeitlebens einer geblieben. — Vorher hatte er unter mancherlei Schicksalen ganz Deutschland durch-

krochen und durchflogen, und genoß nun auch den Vortheil, es in allen seinen Provinzen zu kennen. In Wittenberg warf er sein Gedicht de arte versificatoria, Zeichen des Brodstudiums, worinn er Unterricht geben mußte, hin; aber mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezeite. In der Schweiz nahm ihn der Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweitenmale, itzt ein edler Jurist zu werden, nach Italien. Eben aber, als er hier den Gesetzen oblag, kam bald ein Umstand ganz anderer Art, Hutten als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten im Beblinger Walde umgebracht: und nun folgten aus Italien des Huttens, der so sehr Edelmann und Geschlechtsvertheidiger, als Deutscher und Freiheitsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorazionen und endlich fünf Invectiven gegen den Mörder — wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, nicht Schulübungen, die wahre Sprache der Unschuld und Rache. Als aber die Sache durch thätige Mitwirkung der Huttenschen Familie und anderer Feinde des jungen ausgelassenen Fürsten zu einer gemeinen Sache aller Fürsten wurde,

die

die sich durch den berühmten schwäbischen Bund des Herzogs Ulrich Vergewaltigungen und Uebermuthe entgegen setzten, so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte, als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher vom Herzoge Ulrich abliessen, als bis sie ihn von Land und Leuten verjagt hatten. Bei Gelegenheit dieser grossen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühmten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, der es werth war, dieses Mannes Bruder zu seyn. Zwischen ihnen beiden war eine natürliche Verwandtschaft, welche durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen, denn auch der tapfere Sickingen war in der Folge einer von Luthers ersten und wärmsten Freunden, noch enger und inniger wurde. Hier bemerken wir noch, daß die Stimme, die sich itzt für ein schreiendes Bruderblut erhob, bald zu Kaiser und Reich gegen den Pabst rufen sollte, und sich hier an einem so sonderbaren tragischen Vorfalle zu etwas erproben mußte, was sie noch nicht einsah.

In diesem Jahre 1515 war es, wo ihm sein Freund, Erretter und Beförderer, Ei-

telwolf von Stain starb, und nun ging seine zweite Laufbahn an. Die Beklemmung, in welcher sich damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von manchen noch unbekannten Seiten, Reuchlin befand, ging ihm zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul- und Busenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeister Hogstraaten und seine Spießgesellen, durch ein Mittel, was mehr als eine Deduktion wirkte, zu helfen: er schrieb die Epistolas obscurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt habe, ist unläugbar; sie unserm Hutten aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen hat, absprechen zu wollen, ist so thöricht, als sie gar Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben konnte und wollte.

Diese Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Mark und Bein, zeichnete so genau, daß die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters in ihrer ganzen Blösse da standen, und da galts weiters keines Leugnens. Unglaubliche Wirkung hat diese Schrift hervorgebracht; sie ist für Deutschland unendlich mehr geworden, als der Hudibras für England, und Gargantua für Frankreich, und viel etwas nützlichers, als der Junker von

Mancha für Spanien seyn konnte — eine Nazionalsatyre voll Geist, Feuer, Witz und äusserst genauer treffender Detailwahrheit.

Als Hutten 1517 zum drittenmale aus Italien kam, war ohne Zweifel die Knospe seines Ruhms in der schönsten Blüthe. Da jauchzten ihm alle schönen Geister zu; Erasmus fröhnte ihm, selbst wo es nicht hingehörte, vor seinem N. Testamente, als einem Manne, desgleichen nicht gewesen; Hutten fand allenthalben, besonders aber in dem gastfreundlichen Hause des berühmten Konrad Peutinger in Augsburg, dieses edlen Freundes aller Talente und Verdienste, eine liebreiche, schmeichelhafte Aufnahme, und auf die Empfehlung dieses braven Mannes, so wie des redlichen Pirkhaimer, Nürnbergs verdienten Patriziers, Albrecht Dürers und der Freunde alles Guten, erhielt er hier die Ehre, vom K. Maximilian zur Belohnung seiner im Venezianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter, Konstanzia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg, den Kranz mit eigenen Händen geflochten hatte. — Von die-

ser Zeit an ging ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweige um die Scheitel, in Deutschland herum: eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar grosse Freude gehabt haben soll.

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof des Churfürsten Albert von Mainz, wo er sich einige Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen vertrauten Freund, der damals bei Churfürst Albert in Diensten war.

In eben diesem Jahre 1518, begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert nach Augsburg auf den Reichstag, wo K. Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm, und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von Dr. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal überall Streiche spielte, hatte diese ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen guten Muth Meister werden.

Unser Hutten stand, wo er konnte, stets an der Spitze jener Männer, die, in ewiger Theilnehmung an Allem, was sie,

weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten, wenn gleich nicht unmittelbar um ihr eigen Fell gespielt wird, immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herum zu tummeln. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den grossen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahre 1517 verursachte, keinen müssigen Zuschauer abgegeben haben könne; und schwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. Jacta est alea! Ich hab's gewagt! war sein Wahlspruch. Hutten bahnte in der That ohne es selbst zu wissen Luthern den Weg, und half ihm nachher als er ihn kannte treulich. Nachdem er den Feldzug gegen Ulrich von Würtemberg abgethan hatte, vollendete er auf seinem Schlosse zu Stackelberg seine Dialogen über Glück, Fieber, und Pabst; er schrieb gegen Pabst Leo X. und seine Courtisanos, wie er sie nennt, und gegen Alle, welche sich einer Sache, die seinem Gefühle nach Sache der Menschheit war, widersetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen; munterte Luthern in

einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; gab die Bulle vom Jahre 1520 mit sehr beissenden Randglossen heraus, und schrieb in deutscher Sprache eine historische Deduktion über den steten Ungehorsam der Röm. Päbste gegen die Kaiser.

Aber es dauerte nicht lange, so kam der schärfste verweisendste Befehl aus Rom nach Mainz: „daß ein so frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologen in Köln längst die Bulle über die epistolas obscurorum virorum gehabt, und der immer fortführe, von der römischen Dreieinigkeit (so hieß sein letzter Dialog) in Mainz zu schreiben, nichts anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden verdiente." Zu diesem Werke war alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und durfte es nicht seyn: zum Herzog Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze deutsche Nazion, aber vergebens! Er hatte Muth genug, an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden zu gehen, aber umsonst, er fand nirgends Gehör: und doch blieb Hutten immer unerschütterlich. Man schauert, wenn man die Briefe, oder vielmehr die Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich

von Sachsen, an alle Stände des Reichs, lieset. Laut beschwert er sich über das ihm vom römischen Hofe zugefügte Unrecht, behauptet seine Sache und fordert Gerechtigkeit. Alle fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiworte: „Ein grosses Ding die Wahrheit! stark über Alles!" Er hätte aber lange rufen mögen, wenn ihm nicht sein alter Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Namen Deutschland zu den edelsten Römern stellen und vielleicht sagen kann: „Weichet diesem!" wenn der ihm nicht ungerufen, mit gewohnter Hand Schutz und Freistaat gegeben hätte.

Hier geht leider der dritte Abschnitt von Huttens Leben an, und Gottlob! daß auch der nicht lange dauert. In seines Sickingens Schlosse, Ebernburg am Main, fand der also Freistatt, der sie nirgends, und auch auf seinen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte sein Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er jetzt am eifrigsten betrieb. Jetzt machte er mit Luthern gemeinschaftliche Sache, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Er ließ den Ergiessungen seines Herzens gegen alle diejenigen freien Lauf, die er als Feinde der literarischen, bürgerlichen und geistlichen

Freiheit ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften, und that ihnen besonders auch durch deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, grossen Abbruch.

Das Jahr darauf fingen Sickingens Sachen an übel zu gehen, und 1523 im Mai starb dieser edle Held. Wie alle Guten den Tod dieses Edlen betrauert haben, bedarf keiner Erwähnung. Die meisten Aufklärer des Süddeutschlands hat er geschützt, ernährt, beherbergt, verfochten: Aquilä, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oekolampadius; selbst Luthern lud er mehr als einmal: sein Freund Hutten überlebte ihn nur drei Monate.

Hutten hatte durch seinen Feuereifer eine Welt voll Feinde gegen sich in Harnisch gebracht, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er nun, da er seinen einzigen noch übrigen Freund verlohren hatte, in Deutschland keinen Augenblick mehr sicher war.

Mit gebrochenem Herzen ging er der Schweiz zu, um Rettung zu suchen. Ufnort heißt die kleine Insel im Zürchersee, wo er im Gebiete des Zürcher Raths Schutz, und bei einem armen Prediger Pflege, Wartung und — Ruhestätte fand. Ein Höherer

entriß ihn dem Banne und der Acht, Feinden und falschen Freunden aus dem Rachen: er starb zu Ende des Augusts 1523 im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau; abgehärtet zur Ertragung alles Ungemachs, ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Kosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; von einem unternehmenden kühnen Geiste, der allem Widerstande trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten; unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahrheit und Recht von dem unentbehrlichsten Freunde oder Beschützer loszureissen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Wahrheitsliebe auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit gesetzt, die zuweilen in Anstösse von wirklicher Härte ausbrach; demungeachtet war er voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig, hie-

der, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines ächten Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit, und zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, welche jeden gewöhnlichen Menschen zu Boden gedrückt hätten.

Petrarca.

Franz Petrarca wurde den 20. Julius 1304 zu Arezzo in Italien gebohren. Seine Eltern waren durch die innerlichen und äußerlichen Unruhen, welche damals Florenz erschütterten, aus dieser Stadt verjagt worden, und hatten Arezzo zu ihrem Aufenthalte gewählt. Nach einiger Zeit verließen sie auch diesen wieder, und begaben sich nach Avignon, welches damals dem Pabste gehörte.

Als er zum Jünglinge herangewachsen war, schickte ihn sein Vater auf mehrere Schulen und Universitäten. Vier Jahre brachte er auf der Schule in Karpentras, viere auf der Universität Montpellier, und drei in Köln zu; bildete auf diesen hohen Schulen, die man damals unter die berühmtesten zählte, sich zum vollkommenen Gelehrten, und kam als Doktor der Rechtsgelehrsamkeit nach Avignon zurück.

Er sah Laura und liebte sie. Seine Liebe wurde erwiedert, aber durch keine kirch-

liche Verbindung befestigt. Eben diese Liebe diktirte ihm seine Lieder, welche ihm die Unsterblichkeit verschafften. Tausende vor und nach ihm mögen vielleicht die Wonne der geistigen Liebe so gut empfunden haben, wie Petrarca, aber außer ihm und Rousseau ist es keinem gelungen, seine Gefühle darzustellen; so daß jeder Liebende, und überhaupt jeder Feinfühlende seine eigne Empfindung in Petrarcas Gedichten wieder findet.

Natürlich ist es, daß seine Liebe um so dauernder war, je gewisser sie bloß Seelenliebe blieb, und eben so natürlich, daß der Zauber von Liebenswürdigkeit, der von Laura ausging, oder den seine Phantasie ihr liehe, auch alles das verherrlichte, was sie umgab; natürlich, daß die ganze Gegend für Petrarca noch mehr Elysium ward, als sie es durch die Natur schon ist.

Und wahrlich alle die, welche dieses herrliche Stück Landes je sahen, wurden bezaubert von den unnennbaren Reitzen desselben, und bezauberten hinwiederum andere durch die Beschreibung, die sie davon machten. — Eines der schönsten Stücke dieser Landschaft ist die berühmte Quelle von Vaucluse, welche auch wohl schon Leute, die keine Laura hatten, begeistert hat.

Ich komme auf Petrarca zurück. Der Rath zu Rom, und die Universität zu Paris trugen ihm den Lorbeerkranz an, den er sich durch seine herrlichen Gedichte so wohl verdient hatte. Er wollte ihn lieber aus den Händen der Römer empfangen. Alle Großen jener Zeit wetteiferten, ihn mit Ehren zu überhäufen, man trug ihm Präbenden aller Art lange vergebens an.

Laura starb, wie man sagt, im nämlichen Monate, am nämlichen Tage, und zur nämlichen Stunde, in welchen vor Jahren Petrarca ihr seine Liebe, und sie ihm die ihrige erklärt hatte, während er in Italien war, und nun war es ihm nicht möglich, ein Land wieder zu besuchen, das den kostbarsten Schatz nicht mehr enthielt, den einzigen, der ihm Avignon werth machte. Er nahm jetzt eine Präbende in Padua an. Endlich starb er an einem schleichenden Fieber, gegen das alle Kunst der Aerzte vergeblich war, den 18. Julius 1374 in einem Alter von siebenzig Jahren; nachdem ihm noch etwas früher die Genugthuung wiederfuhr, daß die Bürgerschaft von Florenz, die seinen Vater ehemals verjagt hatte, ihn in ihre Stadt zurück rief, und ihm alles wieder zurück gab, was seinem Vater abgenommen worden war.

Petrarca war von mittelmäßiger Größe, aber wohlgebaut und schlank; sein Gesicht war einnehmend, sein Auge lebhaft, seine Physiognomie fein und geistreich. — Wenn nun schon sein Aeusseres geschickt war, diejenigen für ihn einzunehmen, die ihn das erstemal sahen, so war sein Karakter noch weit fähiger, ihm die Herzen derer zu gewinnen, die ihn genauer kannten. Sein Umgang war nicht allein durch seine Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit liebenswürdig, sondern er besaß auch überdieß alle jene Eigenschaften in vollem Maaße, die das sprechendste Recht haben, Zutrauen und Hochachtung anderer Menschen uns zu gewinnen. — Es ist zu bewundern, daß Petrarca bei seinen mäßigen Einkünften immer so viel hatte, seinen großmüthigen Neigungen genug zu thun; denn auser einer immer offenen Tafel hielt er Pferde; seine Hausbedienten waren ziemlich zahlreich; er kaufte unaufhörlich Bücher, und fand doch noch Mittel seinen Freunden zu leihen, und den Armen zu geben. Dieß ist ein Beweis, daß er mit weiser Sparsamkeit gelebt, und sich selbst alles das versagt habe, was er an andere fast verschwendete.

Durch seine lateinischen und philosophischen Werke erwarb er sich zu seiner

Zeit vielen Ruhm, aber itzt sind sie beinahe vergessen: in seinen italienischen Gedichten aber findet man eine Fülle der Ideen, eine Schönheit der Gedanken, einen Reichthum des Ausdrucks, und eine Reinheit des Stils, der sich wenige genähert haben, und die keiner übertroffen hat. Ganz Italien erkennt ihn einmüthig für den Fürsten der lyrischen nicht allein, sondern überhaupt für den Vater seiner Poesie, und so lang die Menschen die Macht der Liebe empfinden, wird die ganze Nachwelt das Urtheil der römischen Senatoren unterschreiben, welche die poetische Krone auf das Haupt des Petrarca setzten.

Gedruckt mit v. Ghelenschen Schriften.

1798
G166,
63-242
NOV 62

Inhalt.

		Seite
1.	Joseph II.	7
2.	Gustav III.	18
3.	Katharina II.	28
4.	Buonaparte.	55
5.	Reubell.	87
6.	Carnot.	95
7.	La Fayette.	105
8.	Dünouriez.	143
9.	Pitt.	191
10.	Kaunitz.	200
11.	Herzberg.	205
12.	Potemkin.	210
13.	Laudon.	216
14.	Mirabeau.	222
15.	Robespierre.	230
16.	Danton.	240
17.	Marat.	250
18.	Eulog Schneider.	259
19.	Franklin.	264
20.	Cook.	270
21.	Mohamed.	278
22.	Kromwell.	293
23.	Johanne d'Arc, das Mädchen von Orleans.	310
24.	Ulrich von Hutten.	316
25.	Petrarca.	331

106027/62